Varg
Opp. 657 Y (18.

2. Ex.

Lorenz v. Westenrieders
sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Literatur.

Achtzehnter Band.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Kempten, 1833.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Gd/66/900

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus
Deutschlands Staatsgeschichte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zustand des südlichen und nördlichen Europa vor achtzehnhundert Jahren. Die Römer sahen 100 J. vor Christi Geburt zum ersten Male deutsche Völker, und erschracken; streiften verschiedene Male durch Deutschand, und verloren. Sie bauten an den Ufern des Rheins und der Donau feste Städte und Schlösser, und giengen schon im 2ten Jahrhundert vertheidigungsweise zu Werke. Die deutschen Horden vereinigten sich in Völkerschaften; Allemannen, Franken ꝛc.
Roms Monarchie verfiel im
Jahre 476.

Es kann (wenigstens für einen großen Theil der Leser) nicht ganz überflüssig, und überhaupt nicht ganz unangenehm seyn, wenn ich,

ehe der König Klodwig auftritt, diejenigen Hauptereignisse, welche demselben den Weg bahnten, auftreten lasse, und wenn ich ferner die sämmtlichen Hauptbegebenheiten dergestalt in eine Verbindung bringe, daß man ihre Entstehung, Fortwirkung und Entwicklung wahrnehmen, und das Hauptgewebe der deutschen Geschichte in einiger Verbindung erblicken möge. In dieser Hinsicht wird es mir nicht weniger gegönnt seyn, der vorzüglichsten Begebenheiten, welche zwischen den Deutschen und den Römern, bis zur Unterdrückung dieser letztern, vorfielen, in möglichster Kürze zu erwähnen.

Noch erst vor achtzehnhundert Jahren war Europa in zwei Hälften von unglaublich verschiedenem Zustand getheilt. Im nördlichen Theile, von dem Rhein bis zur Weichsel, von der Donau (oder den nahen Alpen) bis zur Nord- und Ostsee befanden sich die Deutschen. In dieser ungeheuern, mehr, denn zehntausend Quadratmeilen ausfüllenden Strecke war keine einzige Stadt, kein Dorf, kein Tempel, keine Straße, und nur zur Noth wurde ein schlechtes Obdach heute erbaut, und morgen wieder verlassen. Ein großer undurchdringlicher Wald, welcher von den Römern überhaupt der Hercynische genannt wurde, zog sich durch den größten Theil dieser schrecklichen Lande voll von Morästen und Sümpfen, worin alle Naturen

vor Frost und Kälte in einer steten Betäubung lagen, worin weder zahme Thiere, noch Fruchtbäume und Pflanzen milderer Art ihre Vollendung erreichten, und nur Bären und Wölfe, Renn- und Elendthiere, und wilde Ochsen herumirrten. Und ihm selbst, dem Deutschen, je grauenvoller, desto behaglicher war ihm ein Ort. In den Tiefen fürchterlich einsamer, mit ungeheuern Eichen und Tannen erfüllter Haine war sein angenehmster und heiligster Aufenthalt. Hier im schweigenden Dunkel ahnete er mit unnennbarem höherem Gefühl die unsichtbare Gegenwart überirdischer Wesen. Alles war an ihm ernsthaft, und in wilder Größe heroisch.

Dagegen blühte auf der südlichen Seite Europas das gesellschaftliche Leben der Menschen in der gesegnetsten Fülle. Hier hatten die Römer eine Stufe von Größe und Vollkommenheit, welche die einzige dieser Art in der Welt zu seyn schien, erreicht. Das schöne Italien war voll der herrlichsten Städte, und diese genoßen die ihren Bedürfnissen und Sitten angemessensten Verfassungen. Der Ackerbau, der Handel, die Regierungs- und Kriegskunst waren im hohen Grad allgemein gegründet und musterhaft. Die Kunst und Literatur waren es nicht minder. Wo das Aug sich hinkehrte, erblickte es in Städten und auf öffentlichen

Straßen verewigte Werke hoher Kraft, und Denkmäler geistreichen Sinnes. Schon hatten diese Römer beinahe die ganze ihnen bekannte Welt, und die entferntesten Völker, deren Namen ihnen kaum bekannt waren, bezwungen; nur allein die Deutschen waren und blieben frei und unbezwingbar.

Die Deutschen hatten anfänglich lange kein eigenes Land, und, wenn man so sagen soll, kein bestimmtes Vaterland. Die einzelnen Geschlechter zogen, unter der Anführung eines Altvaters, mit Heerden von zahmem Vieh von einer Gegend, wo sich eine Weide befand, zur andern fort. Die Knechte besorgten die Heerde, und die Weiber die Hauswirthschaft. Die Väter und Söhne der Geschlechter jagten und fischten. Stießen sie unterwegs auf die Heerde eines andern Geschlechts, so vereinigten sie sich mit diesem, oder unterwarfen es sich mit Gewalt. Wenn mehrere solcher Geschlechter in eines vereiniget wurden, so nannte man es eine Horde; aus mehreren Horden entstanden Völkerschaften, und aus mehreren Völkerschaften giengen zuletzt Nationen hervor.

Die ersten deutschen Völkerschaften, welche den Römern (hundert Jahre vor Christi Geburt) bekannt wurden, waren die Cimbrer und Teutonen. Sie zogen aus dem nördlichsten Deutschland, in der Absicht, sich neue

Wohnplätze zu suchen, nach Süden, trennten sich aber, als sie in die Gebiete der Römer kamen, und wurden von diesen durch Kunst geschlagen. Der teutonische König Teutoboch wurde zu Rom im Triumph herumgeführt. Er reichte über die von den Römern emporgehobenen Siegeszeichen herüber, und schreckte selbst diejenigen, die ihn führten.

Einige Jahre nachher (nämlich 58 Jahre vor Christi Geburt) lernte der berühmte Cäsar andere deutsche Völkerschaften, welche, unter der Anführung des Ariovists, über den Rhein gegangen waren, kennen. Dieser scharfsehende Römer, welchem es ebenfalls durch List und Kunst gelang, den Sieg davon zu tragen, machte, wie er die Deutschen näher kennen lernte, sogleich eine sonderbare Bemerkung. Er bemerkte nämlich, daß sich die Deutschen von andern unkultivirten Völkern außerordentlich dadurch unterschieden, daß sie alles, was sie sahen, in kurzer Zeit begriffen und lernten. Er wurde auf das innigste dadurch gerührt. Er gab sich alle Mühe, Deutsche in seine Dienste zu bekommen, und gewann, hauptsächlich durch Deutsche (48 J. v. Chr. Geb.) bei Theben auf den pharsalischen Feldern die entscheidende Schlacht wider den Pompejus.

Hätten die Römer der Klugheit Gehör gegeben, und die Deutschen mehr benutzen, als besiegen wollen, so hätte der Fortschritt des gesellschaftlichen Lebens in Europa zuversichtlich eine ganz andere Wendung genommen. Die Römer würden sich in allen Fällen der Kraft der Deutschen bedienen, und diese würden die vortrefflichen Verfassungen und Kenntnisse der Römer in einigen Menschenaltern sich haben zueignen können. Der große August erklärte sich für diesen Plan, mit dem sich aber die Eitelkeit der Römer, die kein freies Volk neben sich dulden wollten, ganz und gar nicht vertrug. Sie hatten einige Jahre vor Christi Geburt ihre Grenzen bis an die jenseitigen Gestade des Rheins und der Donau erweitert, und sahen nunmehr Deutschland für den herrlichsten Tummelplatz ihrer rüstigen Helden an. Selbst August hatte die Schwachheit, seinem Stiefsohne Drusus einen Zug nach Deutschland zu erlauben. Dieser fünfundzwanzigjährige Jüngling, der auf nichts dachte, als wie er sich einen großen Namen machen, und dann zu Rom einen prächtigen Triumph halten könnte, gieng über den Rhein, und zerstörte bis an die Elbe die friedlichen Hütten der Deutschen, die ihm nicht das Geringste zu Leid gethan hatten. Bald darauf kamen Tiberius, und Quintilius Varus, von welchen

der letztere (neun Jahre nach Christi Geburt) im Teutoburgerwald unweit Rietburg und Paderborn, mit Roms schönsten und auserlesensten Legionen die berühmte Niederlage litt, worüber August viele Monate hindurch vor Schmerz und Schrecken betäubt blieb, den Kopf an die Wand stieß, und ausrief: „Gieb, Vare, mir meine Legionen wieder!"

Aehnliche Schicksale erfuhren auch andere berühmte Feldherrn der Römer, die sich durch einen Zug nach Deutschland einen unsterblichen Ruhm erwerben wollten; sie triumphirten öfters, als sie siegten, kamen eben so bald wieder um ihre Eroberungen, als sie dieselben machten, und konnten nirgends einen festen Fuß fassen. Die Deutschen lernten vielmehr den Römern ihre bessere Art, zu kriegen, ab, und fiengen, statt erst einen Angriff zu erwarten, nunmehr selbst in die römischen Länder jenseits des Rheins und der Donau zu streifen an. Um das Jahr 166 vereinigten sich fünfzehn, dem heutigen Bayern und Oesterreich gegenüber wohnende Völkerschaften, und veranlaßten einen achtjährigen Krieg, welcher in den Jahrbüchern der Geschichte vorzüglich berühmt, und von den Markomannern (Einwohnern von Böhmen), welche dabei die Hauptrolle spielten, der markomannische genannt worden ist.

Seit diesem Kriege giengen die Römer wider die Deutschen nur noch vertheidigungsweise zu Werke. Sie hatten schon seit Cäsars Zeiten am linken Ufer des Rheins, und am rechten der Donau eine Menge fester Städte und Castelle, als an jenem Köln, Bonn, Cleve, Coblenz, Mainz, Straßburg ꝛc., an diesem und deren Gegenden Regensburg, Paßau, Linz, Lorich, Salzburg, Augsburg ꝛc. angelegt. Diese befestigten sie nun mit neuer Sorgfalt, brachten sie durch unvergleichliche, für den Marsch und die Zufuhr der Heere erbaute Heerstraßen in Verbindung, und besetzten sie mit zahlreichen Truppen. An der Donau, wo schon (in den Jahren 117 bis 138) der Kaiser Hadrian von Pföring unter Ingolstadt in Bayern bis an den Neckar einen mit Pfählen befestigten Wall angelegt hatte, ließ K. Probus (in den Jahren 276 — 282) sogar eine Mauer, welche unter dem Namen der Teufelsmauer noch bekannt ist, nebenher aufführen, um sich vor den plötzlichen Einfällen der Deutschen zu sichern.

Doch die größte Gefahr, deren die Römer sich in die Länge nicht mehr erwehren konnten, lag in ihnen selbst, in ihrer eigenen Ohnmacht und Schwäche. Das Glück, das sie durch so viele Jahrhunderte vorzüglich begünstigt hatte, war ihrer müde, und sie nicht

minder des Glückes. Sie wollten es nicht mehr verdienen, sondern thaten, als glaubten sie, sie wären dazu geboren, das erste Volk der Welt zu seyn. Und glaubten thöricht, Völker und Königreiche ließen sich mit einem Wink voll Gewaltthätigkeit, oder mit einem gnädigen Huldlächeln regieren. Bald nach der Zeit, als es von den Tugenden eines Einzigen abhieng, ob eine ganze Monarchie wohlgeordnet, und glücklich seyn sollte, war nicht mehr der Staat und das Vaterland, sondern er, der Einzige, der Mittelpunkt, um welchen alle Bemühungen der ehrsüchtigen Römer sich drehten. Die großen freigesinnten Staatsmänner, die Heroen im Krieg, die strengen, tugendhaften Weisen verschwanden, und Höflinge traten an ihre Stelle, und begiengen Niederträchtigkeiten, bei deren Andenken die Menschheit erröthet. Sie fühlten endlich ihre eigene Niedrigkeit, und wenn die Noth an die Thüre kam, wo sie einsichtsvoller Staatsminister, oder erfahrner Feldherrn bedürftig waren, besetzten sie diese Stellen mit Deutschen.

Diese vereinigten sich immer mehr und mehr zu Einem Zweck. Um das Jahr 213 thaten sich in der Gegend vom Rhein an zwischen dem Neckar und Main die Allemannen, das ist, allerlei Leute und Männer, worunter besonders viele Sueven waren, und dann

zwischen den Jahren 238 — 244 thaten sich in der Gegend zwischen dem Mayn, dem Rhein und der Weser die Franken, das ist, freie Völkerschaften, die wider die Römer ihre Freiheit behaupten wollten, hervor, und zu gleicher Zeit drangen aus dem heutigen Schweden und Norwegen die Gothen bis nach Dacien vor, und streiften bereits über die Donau häufig nach Thracien. Und im innern Deutschland drängte eine Völkerschaft die andere nach den römischen Ländern hin. Alles war in Bewegung, und es bedurfte nur einer allgemeinern Veranlassung, um gleichsam den Damm zu durchbrechen, und eine verwüstende Flut in die römischen Provinzen zu stürzen.

Diese schreckliche Veranlassung erschien durch die Ankunft eines neuen gewaltigen Volkes, der Hunnen. Sie kamen im Jahre 376, entsetzlich an Gestalt und Betragen, aus Nordwestasien über den Don herüber, und stießen auf die Gothen, die vor Schrecken sich trennten. Ein Theil, nachmals die Ostgothen genannt, zog sich an den Fluß Niester, welcher zwischen der Donau und dem Nieper liegt, zurück, der andere, jetzt die Westgothen genannt, rettete sich in größter Eilfertigkeit über die Douau nach Thracien, wo die Römer sie aufnahmen, und bald darauf durch Mißhandlungen zur Verzweiflung brachten. Der Kai-

ser Theodosius besänftigte sie wieder, und dieser große Monarch, der die künftigen Unruhen vorher, und ferner keine Möglichkeit sah, die vielen und weitläufigen Staaten von Einem Thron herab schützen zu können, theilte im Jahre 395 das Reich unter seine zwei Söhne. Der ältere, Arkadius, erhielt das morgenländische Kaiserthum, und Konstantinopel zur Hauptstadt, der jüngere, Honorius, bekam das abendländische, wo Rom die Hauptstadt war. Seine Absichten waren groß und gut; aber, sobald er abtrat, waren die Folgen um nichts besser.

Mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts kam jene allgemeine Bewegung der Deutschen, welche uneigentlich die Völkerwanderung genannt wird, zum wirklichen Ausbruch. Die Westgothen drangen bis nach Rom, und eroberten und plünderten die Stadt im Jahre 409. Und andere deutsche Völkerschaften, welche unter dem Namen Vandalen, Sueven, Alanen, Burgunder, Heruler, Angelsachsen, Longobarden, Franken u. s. w. bekannt sind, stürzten nach Italien, Britannien, Spanien, Portugal, und theils bis nach Afrika, wo sie neue Königreiche errichteten.

Während so viele Völkerschaften damit beschäftiget waren, sich in die römischen Provinzen zu theilen, trat ein neuer Eroberer auf,

mit dem Muth und dem Vorhaben, sie alle zu verschlingen. Dieß war ein junger Hunne, Attila genannt, der im Jahre 445 König aller Hunnen, die in Thracien wohnten, geworden war; eine entsetzliche, und in mehrerem Betracht außerordentliche Erscheinung eines menschlichen Wesens, das die feinen und bedächtlichen Künste eines Staatsmannes und vorsichtigen Helden mit aller Wildheit eines Würgers und Menschenvertilgers in sich schloß. Sein Aussehen, sein Blick, sein Gang, seine ganze Gestalt, alles war an ihm außerordentlich, höchst zuversichtlich auf sich selbst, streng und schrecklich. Er blieb immer wie in einen undurchdringlichen Schleier stummer Ernsthaftigkeit verhüllt, gab kurze, aber entschlossene Antworten, und war anfangs im höchsten Grade nüchtern und enthaltsam, und kalt und gleichgültig gegen alle Dinge der Welt, bei deren Anblick und Wahrnehmung an ihm nicht das geringste Zeichen von Antheil erschien; nur wenn er Nachrichten von einem grausamen Ungemach, Noth und Gefahren erhielt, wenn er die schrecklichen Schlachtlieder, die er sich bei Tisch vorsingen ließ, hörte, dann kam ein feueriger Glanz auf sein Angesicht, und sein ganzes Wesen zitterte vor innerm Ungestüm. Er war, wenn er wollte, höflich und einnehmend, und nichts weniger, als blutdür=

stig für seine Person; aber wenn er als Krieger zum Schwert griff, dann sendete er Vertilgung und Schrecken vor sich her, und gieng hin, und zertrat. Er nannte sich einen Herrn der Kaiser, und wollte die Geisel Gottes genannt seyn. Nachdem er dem Kaiser im Orient seine Uebermacht hatte fühlen lassen, machte er einen Anschlag auf das westliche oder römische Kaiserthum, und im Jahre 451 zog er mitten im Winter herauf, und bis an den Rhein, und zog während seines Marsches alle Völkerschaften, die ihm aufstießen, an sich. Niemand wußte seine eigentliche Absicht, bis er an Ort und Stelle war. Da fielen vor ihm die Städte Tongern, Trier, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Andernach, und was überhaupt in den umliegenden Ländern bis dahin aufrecht stand; da fielen tiefer im Lande Arras, Besancon, Toul, Langres ꝛc. und schon war er, nach einer langen Belagerung in die Stadt Orleans eingedrungen, als ihm vom ostgothischen Könige Theodorich, und vom römischen Feldherrn Aetius Einhalt geschah. Da zog er wieder dem Rhein zu, und lagerte sich auf den Ebenen bei Chalons an der Marne, und erwartete die Heere seiner Gegner. Hier versammelten sich demnach im Jahre 451 unermeßliche Völker, welche (wie einer der ältesten Schriftsteller, Jorna-

des, sich ausdrückt) ohne alle Ursache einer persönlichen Feindschaft, ja, ohne sich zu kennen, bloß auf den Ruf eines einzigen Menschen zusammen gekommen waren, um an sich selbst in wenigen Stunden zu zerstören, was die Natur in so vielen Jahren hervorgebracht, und mit so vieler Sorgfalt gepflegt hat. Am Abend des Tages, da die Schlacht vor sich gieng, lagen zweimal hundert fünfzig tausend Männer dahingestreckt. Kein Theil hatte gesiegt. Attila zog nach Italien, verwüstete Aquileia, (die Hauptstadt der Provinz Venetia) warf die herrlichen Städte Mailand, Pavia, Trevigio, Verona, Mantua, Cremona, Brescia, und Bergamo mit allen ihren Schönheiten darnieder, tödtete alles was lebte, und alle Naturen, und hätte auch Rom verwüstet, wenn nicht der Pabst Leo sich ihm persönlich gestellt, und Vorstellungen gethan hätte, worüber er, wie von einem wüthigen Taumel einen Augenblick wieder zu sich kam, und fühlte, daß er ein Mensch sey. Er gieng, über und über mit Blut überronnen, nach seiner Heimath zurück, und drohte, als hätte ihn dieser Zug menschlicher Schonung gereut, mit dem folgenden Jahre mit verdoppelter Rachgier zurück zu kommen. Da starb er im Jahre 453.

Und mit ihm starb die Herrschaft der Hunnen in den mitternächtigen Ländern. Die deutschen Völkerschaften drangen neuerdings vor. Rom wurde im Jahre 455 zum zweiten Male, und dießmal von Geiserich, König der Vandalen (Völkerschaften aus den Gegenden der Lausitz und Brandenburg) erobert und geplündert. Allemanner und Thüringer vertrieben die letzten römischen Besatzungen aus ihren Kastellen an der Donau, und im Jahre 476 nahmen Rügier und Heruler (Völkerschaften aus den Gegenden Pommerns) den letzten römischen Kaiser, Augustulus genannt, in Ravenna gefangen, rissen ihm den Purpur, und die Zeichen seiner Würde herab, und nannten dafür ihren Anführer einen König Italiens. Dieses war (1229 Jahr nach Erbauung Roms) das endliche Schicksal der römischen Monarchie, der großen Tugenden und Anstrengungen so vieler Weisen, der kühnen Thaten und Hinopferungen so vieler Heroen, der für ewige Zeiten entworfenen Plane und Unternehmungen der auserlesensten Geister, der glänzendsten Regierung der Welt.

476 — 511.

Die deutschen Völker theilten sich in die römischen Provinzen, indessen in einige entvölkerte Gegenden Deutschlands fremde Völker, die Slaven, nachrückten. Nachdem von Römern nichts mehr zu erobern war, so begann der Streit um Länder und Herrschaft selbst unter den Deutschen, worunter die Franken sich vor andern hervorthaten.

Der Name eines römischen Kaisers wurde nun nicht mehr gehört. Die ganze Monarchie lag in Trümmern, und die Deutschen herrschten jetzt von Nordafrika beinahe durch ganz Europa bis ans schwarze Meer. An der nordwestlichen Küste von Afrika blühten die Vandaler. Spanien und Portugal hatten die Sueven und Westgothen, Britannien die Sachsen und Angeln, Italien die Heruler, Gallien die Burgunder, Gothen, Alanen, und Franken rc. in Besitz. In Thracien waren die Hunnen, in Pannonien, in der Krimm saßen noch Ostgothen. In dem heutigen Bayern, Tyrol und

Oberösterreich befanden sich die Bayern oder Boier; die Allemannier oder Sueven zum Theil im heutigen Schwaben und am Oberrhein bis nach Mainz zu; die Franken am Niederrhein und in den Niederlanden, die Sachsen im heutigen Niedersachsen und Westphalen, die Friesen im heutigen Ostfriesland, Oldenburg, Delmenhorst und Bremen, die Thüringer im südlichen Theil von Braunschweig, im heutigen Thüringen, einem großen Stück des heutigen Franken, und einem Stück der bayerischen Oberpfalz. Die meisten dieser Völker haben sich noch bis auf den heutigen Tag auf ihren uralten Sitzen erhalten, und sie sind durchaus ursprünglich deutsche Völker, indessen die heutigen Bewohner einer großen Strecke von Deutschland einer andern Abkunft sind. Durch das Vorrücken der deutschen Völkerschaften wurden nämlich einige Landschaften, zumal an der Ostsee, und am rechten Ufer der Elbe, so sehr von den Einwohnern entblößt, daß andere Völker aus Preußen, Polen und Rußland in die geräumigen Plätze nachrückten, und bis auf den heutigen Tag daselbst blieben. Diese neuen Völker waren überhaupt Slaven, oder (wie sie auch von einem Stamm derselben genannt werden) Wenden, und die heutigen Bewohner von Mecklenburg, Pommern, Wagrien, Lauenburg, Brandenburg,

Meissen, Lausitz, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnthen und Krain sind wendischer Abkunft, von welcher, ungeachtet diese Völker in der Hauptsache ganz zu Deutschen geworden, noch diese Stunde einzelne Spuren vorhanden sind.

Die eben genannten Völker fiengen sogleich an, die Länder, welche sie in Besitz genommen hatten, zu bebauen, und nun endlich einmal ein beständiges Vaterland festzusetzen; aber noch waren, wie leicht zu erachten, die Grenzen der Länder nichts weniger, als sicher und bestimmt. Man hatte hierüber weder wechselseitige Unterredungen gepflogen, noch weniger Verträge errichtet. Es blieb demnach ein immerwährendes Feld zu neuen Zänkereien eröffnet, und bei dem allgemeinen, den deutschen Völkern angebornen Hang nach Krieg war voraus zu sehen, daß ein Volk das andere überfallen, und sein Gebiet bestmöglichst erweitern würde. Es kam nur darauf an, wer dem andern zuvorkommen, und wem es durch glückliche Zufälle, oder durch eigene Macht und Geschicklichkeit gelingen würde, sich in Zeiten zum Meister eines andern, und am Ende wieder zum Oberherrn aller zu machen.

Dazu waren vom ewigen Verhängniß jene deutschen Völkerschaften, welche sich unter dem

Namen Franken hervorthaten, bestimmt. Diese Franken hatten unaufhörliche Streifereien nach Gallien (heute Frankreich) gethan, welches zu Anfang des fünften Jahrhunderts alle Provinzen, welche zwischen dem Rhein, dem Ocean, den Pyrenäen und Alpen liegen, begriff, und in die Herrschaft der Westgothen, Burgunder (ehemaligen Bewohner der Gegenden um die Oder) und Römer getheilt war. Ein fränkischer Anführer, Klodio, eroberte bereits im J. 445 alles Land, das zwischen dem Rhein, der Maas, und der Seine liegt, und machte Amiens zu seiner Residenzstadt. Sein Nachfolger Merovâus brachte die Normandie und fast ganz Isle de France dazu. Er wurde der eigentliche Stifter der merovingischen Könige, und hinterließ einen Sohn Childerich, der zu seines Vaters Eroberungen Lothringen, die Städte Paris, Beauvais, und viele andere an der Seine und Oise hinzuthat. Man fand das Grab dieses im Jahre 481 verstorbenen Königs zwölfhundert Jahre nachher (im Jahre 1653 zu Tornack, Dornick jetzt Tournai, in Flandern), das mit den seltsamsten Dingen erfüllt war.

Endlich folgte Chlodwig (Ludwig), des vorigen Sohn, der alle seine Vorfahrer an Eroberungssucht, Muth und Glück weit übertraf. Damals waren, nebst den Westgothen,

und Burgundern, noch Römer in Gallien, und die fränkischen Staaten waren ebenfalls unter mehrere Prinzen und Stammvettern, die unter sich unabhängig regierten, vertheilt.

Chlodwig war fünfzehn Jahre alt, als er zur Regierung kam, und fünf Jahre nachher, als er noch kaum die Namen, und die Beschaffenheit der benachbarten Länder kennen gelernt hatte, machte er sich auf, um sich ihrer, wie es kommen würde, mit Gewalt oder List zu bemächtigen. Er fieng mit dem Theil in Gallien an, welchen ein römischer General Syagrius im Namen eines Volkes beherrschte, das nicht mehr war. Die Gallier, diese ehemals so streitbaren Völker, waren die Leute nicht mehr, die mit den starken Deutschen sich messen konnten. Durch die gewaltsame Unterdrückung ihrer ehemaligen Freiheit, durch die Sitten der ausgearteten Römer, die sie allmählig angenommen hatten, durch mancherlei Widerwärtigkeiten, durch Mangel und Armuth, waren sie seit geraumer Zeit zaghaft, unthätig, unempfindlich gegen ihre Freiheit, und gleichgültig gegen jede Herrschaft geworden. Chlodwig zog zwei seiner Stammvettern, denen er bald für ihre Dienste übel lohnte, an sich, gieng durch den Ardennerwald nach Soissons, wo Syagrius residirte, und ließ ihm ohne weitere Umstände melden, er möchte den

Ort bestimmen, wo er zu einer Schlacht sich einfinden wollte. Der römische Feldherr nahm die Ausforderung an, stellte sich unweit Soissons, und war so unglücklich, geschlagen zu werden. Er nahm seine Zuflucht zum westgothischen König Alarich, welcher niederträchtig genug war, ihn dem Chlodwig auszuliefern, der ihn heimlich ermorden ließ, und die römischen Länder, als Champagne, Soissons, und alles Land zwischen der Loire und Seine an sich zog. Einige Zeit darauf fiel es ihm ein, sich der Stadt Tongres nebst ihrem Gebiet zu bemächtigen, wodurch er sich einen freien Weg nach Tornay, das ihm angehörte, und sohin in das daran stoßende Gebiet eines seiner Stammvettern zu Köln eröffnete.

Nichts kam ihm gelegener, als eine Grenzstreitigkeit, in welche eben dieser Stammvetter und König, Sigebert, der über das Ripuarien oder Uferfranzien zwischen dem Niederrhein und der Niedermosel herrschte, und Cöln zur Residenzstadt gewählt hatte, mit den Allemannen verwickelt ward. Die Allemannen, deren Wohnsitze sich bereits im vierten Jahrhundert vom Neckar bis nach Basel (wo Würtemberg und Baden liegen) erstreckten, dann in der Folge bis Zülpich im Jülichischen sich ausbreiteten, und die Städte Worms, Speier, Straßburg, Basel, Constanz und Bregenz in

sich begriffen, sahen den schnellen und gewaltthätigen Fortschritt der fränkischen Macht schon seit langer Zeit mit eifersüchtigen Augen an. Sie mochten dabei vorzüglich die Folgen einer benachbarten Uebermacht überlegt, und sich entschlossen haben, derselben in Zeiten zuvor zu kommen. In solcher Absicht suchten sie mit dem König Sigebert einige Grenzstreitigkeiten hervor, und kündigten demselben, da er sich zu nichts verstehen wollte, den Krieg an. Die Nachricht davon wurde dem König Chlodwig kaum hinterbracht, als er mit seiner ganzen Macht herbeieilte, seinem Vetter Sigebert beizustehen. Bei Zülpich, unweit Bonn im Jülichischen, kam es im Jahre 496 zur Schlacht, worin, wie sich voraussehen ließ, die Freiheit der einen oder der andern Parthei scheitern würde. Die Allemannen kämpften mit aller Wuth eines höchst eifersüchtigen Volkes, das, fremden Uebermuth zu dämpfen, gekommen war, und schon geriethen die Franken in Unordnung, als sich Chlodwig der oftmaligen Versicherungen seiner jungen Gemahlinn Clothildis (einer christlichen Prinzessinn von Burgund) erinnerte, daß sie einen Gott anbete, der in aller Noth helfe. Chlodwig hob demnach im Angesichte seines Heeres seine Augen, und streckte seine Hände zu diesem Gott gegen Himmel empor, nannte ihn Chri=

stus, und gelobte ein Christ zu werden. Dieser Aufruf that sogleich auf sein Heer, worunter viele tausend Christen waren, eine unbeschreibliche Wirkung. Diese letzteren zumal standen jetzt nicht nur unerschüttert, sondern stürzten, als sollte die Schlacht erst beginnen, mit erneuerten Kräften vor. Der König der Allemannen rannte, in der Absicht, den Sieg durch eine rasche That zu erzwingen, in die Mitte der Franken, und verschwand in eben dem Augenblick. Die Bestürzung der Allemannen über den plötzlichen Verlust ihres Königs entschied das Treffen. Sie trennten, wie außer sich gesetzt, die Ordnung ihres Heeres, und rissen allenthalben zur Flucht aus. Chlodwig ließ ihnen nicht Zeit, sich zu sammeln; er nahm ihnen, da sie noch vom ersten Schrecken ergriffen waren, das Elsaß, dann ihr Gebiet um Speier, Worms, und Mainz ab, und sendete aus kluger Absicht über den Main bei Frankfurt (das eben von dieser Furt der Franken seinen Namen bekommen hat) eine fränkische Colonie in die allemannischen Bezirke, welche erst den Namen Ostfranken, und nachmals schlechtweg den Namen Franken, Frankenland, erhielten. Sehr viele Allemannen flüchteten sich damals über die Donau, begaben sich unter den Schutz des damals über Rhätien herrschenden ostgothischen Königs Theo-

borich, erhielten auch vom obern Lech bis in die Hochgebirge Wohnplätze, und wurden von der Zeit, was sie noch diese Stunde sind, Nachbarn der Bayern.

Chlodwig wurde noch am Weihnachtsfeste desselben Jahres, nebst dreitausend andern seiner Nation, vom h. Remigius, Erzbischof von Rheims, mit einer Pracht, worin alles, was die Kirche an Ceremonien Hohes, Erfreuliches und Erbauliches hat, angebracht wurde, getauft. Gleichwie er damals der einzige katholische Fürst in der Welt war, so gewann er sich durch seine Bekehrung zum Christenthum nicht nur die Herzen seiner Landsleute, sondern vorzüglich des Pabstes zu Rom, und aller Christen der Welt. Er fühlte auch die Wichtigkeit davon, und einige Jahre nachher nahm er den Westgothen Auverge und Aquitaine nebst der Stadt Toulouse (so daß jetzt denselben nur noch ein Theil von Narbonne oder dem heutigen Languedoc blieb) mit Gewalt hinweg, bloß weil sie nicht katholisch, sondern der arianischen Lehre zugethan waren. Nun sah er aber noch viele andere Fürsten, und zumal ganz in der Nähe seine Anverwandten, welche auch etwas hatten. Er nahm also auch diesen das Ihrige unter verschiedenen Vorwänden, ja nicht selten mit plumpen und niederträchtigen Kunstgriffen. Dreißig Jahre

lang regierte und eroberte er. Dann starb er im Jahre 511.

Das deutsche Volk der Franken war es demnach, das aus der Zerstörung der römischen Monarchie vor andern Völkern, die mitgeholfen hatten, die meisten Trümmer mit beflügelter Eile zusammengriff, um daraus eben das wieder zu bauen, was vor Kurzem mit Wuth zerstört worden war, ein allherrschendes monarchisches Reich. Chlodwig war wenigstens der erste Stifter vom nachherigen Frankreich geworden.

511 — 814.

Alle Kultur der Römer war dahin, und die neuen Völker begannen das gesellschaftliche Leben, wie von neuem. Die Einführung des Christenthums machte anfangs die verwilderten Deutschen andächtig, aber nicht zahm, und die Verwilderung ward gräßlich, als im 8ten Jahrhundert Karl der Große erschien, anfangs ein Eroberer, dann ein Freund und Vater der Menschen. Er brachte Deutschland, Frankreich und Italien zusammen, regierte monarchisch, und stellte im Jahre 800 den Namen eines römischen Kaisers her, der seit 476 nicht mehr gehört ward. Dann that er, was vor und nach ihm kein Fürst gethan hat, er gab allen seinen Ländern eine allgemeine Nationalbildung, und hinterließ die schönsten Einrichtungen, da er starb im Jahre 814.

Die traurigste Folge, welche der Umsturz der römischen Monarchie, unter anderm, nach

sich zog, war der gänzliche Verfall jener weit vorgerückten, herrlichen Kenntnisse, Künste und Geschicklichkeiten, welche die Römer einst selbst größtentheils aus dem geistreichen Griechenland geholt, und nicht nur in ihrem Mutterlande herrlich angebaut, sondern überall, wo sie hinkamen, mit größter Sorgfalt ausgesäet haben. Die Römer hatten von jeher in alle, von ihnen eroberte Provinzen, ihre guten Einrichtungen und Einsichten, und die rührendsten Denkmäler ihres Kunstgeschmackes verpflanzt, und hatten während der vierhundert Jahre, da sie an den Ufern des Rheins und der Donau herrschten, die schönsten Städte nach römischer Art erbaut, dieselben mit prächtigen Tempeln, Theatern, öffentlichen Bädern u. dgl. angefüllt, überall die bequemsten Heerstraßen errichtet, Gärten mit den besten italienischen Früchten angelegt, den Weinbau, den Handel, die Münzen, Gesetze, und die Schrift, wodurch die Einsichten und Erfahrungen der Menschen mitgetheilt, und erhalten werden können, sorgfältig eingeführt; hatten die Cultur des menschlichen Lebens schon so weit und herrlich emporgeführt! Alles dieß war nun, wie wenn es nie gewesen wäre, dahin. Die Deutschen warfen alle festen Städte und Castelle, welche sie für Zeichen der Furcht und Feigheit hielten, darnieder, und zerstörten sie

größtentheils gänzlich. Die klassischen Schriften wurden unter dem Schutt begraben, wo man nach langer Zeit sie wieder einzeln hervorgezogen, aber den Geist und Geschmack, womit man sie lesen sollte, verloren hatte. Die Kleinodien der Kunst wurden nach Griechenland, ihrem ursprünglichen Vaterland, und theils auch nach andern Gegenden auf Schiffen zurück- und hinweggeführt, wo sie nachher in mancherlei Zerstörungen, theils schon vorher in Schiffbrüchen, zu Grunde giengen.

Die ehemaligen römischen Provinzen befanden sich jetzt mit den ursprünglich deutschen in einem beinahe gleichen Verhältniß von Unwissenheit und Barbarei. Man mußte das menschliche Leben allenthalben wie von vornen, und wie von neuem beginnen. Neue Bedürfnisse, Beobachtungen und Erfahrungen mußten wieder zum neuen Nachdenken, Forschen und Erfinden Anlaß geben. Kaum daß man noch die unentbehrlichen Kenntnisse des Ackerbaues und einiger Landarbeiten, deren Nutzen man von den Römern frühzeitig kennen lernte, im schwachen Andenken behalten hatte.

Unendliche Schwierigkeiten setzte aber jedem bessern Fortschritte schon die hergebrachte Vorstellungsart, und der Nationalhang der Deut-

schen entgegen. Wir müssen die Beschaffenheit derselben nothwendig kennen lernen.

Was das Erste betrifft, so hielten es die Deutschen für eine entsetzliche Schande, etwas zu lernen. Weil die Römer, mit denen ihre Voraltern zu thun hatten, gelehrt, und dabei schwach waren, so glaubten sie nicht anders, als man müsse ebenfalls schwach werden, sobald man gelehrt werden wollte. So verabscheuten sie auch jede Beschäftigung, den Krieg und die Jagd ausgenommen. Alle Arbeiten, als der Ackerbau, die Viehzucht, die Handthierungen, der Handel u. dgl. wurden von Knechten (Servis) verrichtet, welche alles, was sie erzielten und gewannen, über Abzug ihres Unterhalts ausliefern mußten. Wer ein großes Verbrechen begangen, oder das Unglück hatte, im Krieg gefangen zu werden, wurde zum Knechte erniedriget. Dieß letztere widerfuhr den neuangekommenen Wenden oder Slaven so häufig, daß der Name Sklave zur allgemeinen Benennung eines Knechtes geworden ist.

Die innere Verfassung war so eben, wie aus den Händen der Natur, hervorgegangen. Jeder freie Mann, das ist, jeder Mann, der einen eigenen, ihm frei angehörigen, Grund hatte, war das, was heut zu Tage ein unmittelbarer freier Reichsstand ist. Man wußte

damals nichts von dem, was man jetzt Adel nennt, oder vielmehr, wer von Geburt kein Knecht, sohin ein freier Mann war, der war adelich. Aber freilich auch bei ganz gleichbürtigen Menschen ist vom Augenblicke an, wo ihrer mehrere zusammen kommen, stets schon auch ein Unterschied der Menschen; es sind, in Rücksicht auf mehr oder weniger Geistesgaben, Güter und Vermögen, gleichsam von der Natur vorgezeichnete Stufen und Stände. Welcher freie Mann zu einem größern Eigenthum gelangt war, zahlreichere Heerden, mehrere Knechte hatte, der wurde zwar nicht edler und freier, aber größer und mächtiger. Einige dieser Geschlechter hatten sich durch Vorzüge ihrer Reichthümer nach und nach in ein solches Ansehen gesetzt, daß sie vorzugsweise von den minder begüterten die Vornehmen des Landes (Principes terrae) genannt wurden. Von solchen Vornehmen waren z. B. in Bayern sechs Geschlechter in den Gesetzen dieser Nation besonders geehrt.

Wenn diese unzähligen Freien angriffs- oder vertheidigungsweise Kriege führen, wenn sie in einem eroberten Lande sich niederlassen, und dasselbe bebauen wollten, so ergab sich in beiden Fällen die unvermeidliche Nothwendigkeit, daß sie sich zu einem gemeinschaftlichen Verständnisse vereinigen, gewisse Verträge,

oder Gesetze unter sich errichten, und ein Oberhaupt wählen mußten, welches jeden, der diesen Gesetzen nicht nachkommen, und doch in der Gesellschaft leben wollte, zwingen sollte, die Gesetze zu achten. So geschah es denn auch, und die Freien einer jeden Nation hatten sich frühzeitig ein Oberhaupt, oder einen Regenten (Rex, König, Dux, Herzog) erwählt, und was noch mehr war, sie hatten gewöhnlich dem Geschlechte des Regenten diese Würde erblich, doch so, daß nicht nothwendig der Sohn dem Vater, sondern stets der Würdigste folgen sollte, zuerkannt.

Der Regent hatte die Obliegenheit, von Zeit zu Zeit in den verschiedenen Bezirken oder Gauen eines Landes herum zu reisen, und die Streitigkeiten, welche unter den Freien vorfielen, zu schlichten. Oft hielt er auch mit eben diesen Freien Berathschlagungen über Dinge, welche eine allgemeine Anstalt, oder Unternehmung betrafen. Man hatte ihm zu seinem Aufenthalte hie und da Höfe eingeräumt, und die Freien, in deren Gebiet er sich aufhielt, versahen ihn und sein Gefolg mit allen Nothwendigkeiten, schickten ihm wohl auch in Rücksicht seiner Dienste jährliche Geschenke an Vieh oder Früchten. Da der Landesregent unmöglich zu gleicher Zeit überall zugegen seyn konnte, so stellte er indessen er-

fahrene, und an Jahren graue Männer (Graue, Grave, Graf) auf, welche seine Stelle versehen sollten. Diese Würde eines Grauen im Gau (Gaugrafen) war aber noch bei weitem nicht erblich, und der Sohn, dessen Vater ein Grav gewesen war, trat häufig wieder in den Privatstand zurück.

Der Landesregent genoß indessen einige Vorzüge, bei welchen sich voraussehen ließ, daß er nach und nach immer mächtiger werden, und wenn er die Macht um der Herrschaft willen liebte, immer weiter um sich greifen würde. Wie schon vorausgesetzt werden muß, daß er unter die begütertsten Landeigenthümer gehörte, so fiel ihm auch stets der größte Theil der eroberten Länder zu. Da er nun seine Ländereien unmöglich alle mit seinen Knechten besetzen, oder auch den Ueberfluß der Früchte verzehren konnte, so lieh er, bei dem damaligen Mangel an Geld, den Genuß gewisser Distrikte freien Leuten, mit dem Beding, daß sie seine Leute seyn und heißen, und im Kriege mit ihrem eigenen Leib, und ihren Knechten ihm beistehen sollten. Diese gelehnten Güter blieben auch lange nur bloß gelehnt, und nach dem Verlaufe bestimmter Zeiten, oder nach dem Hintritte des Genießers fielen sie dem ersten Verleiher wieder heim.

So rühmlich, und den menschlichen Vorrechten gemäß diese Verfassung, so sehr dabei die wahre bürgerliche Freiheit im strengsten Sinne blühend, und keine Privatgewalt, sondern allein das Nationalgesetz herrschend am Throne war, so dürftig waren diese Gesetze. Sie bestanden, wie bei allen rohen Völkern, meistens nur in einem Verzeichniß der Strafen, welche auf gewisse Verbrechen unmittelbar folgen sollten. Die Vorstellungen, welche man sich von der Größe und Verschiedenheit der Verbrechen machte, war den kriegerischen Begriffen des Zeitalters vollkommen gemäß. Man strafte z. B. einen Diebstahl ungleich härter, als einen Strassenraub, weil man sich wider einen Strassenräuber vertheidigen, eines Diebes aber sich nicht erwehren könnte. Da die Richter keine andere Richtschnur kannten, als die natürliche Billigkeit, und das Herkommen, so befanden sie sich nicht selten in der größten Verlegenheit, wenn sie einen Ausspruch in einer Sache thun sollten, welche zum ersten Male in ihrer Art vorgekommen, und auf deren beiden Seiten ein gleicher Schein von Billigkeit vorhanden war. Als sich im fünften, sechsten und den folgenden Jahrhunderten das Christenthum in allen Ländern verbreitete, glaubte man, sich nunmehr auf einmal helfen zu können. Man zweifelte nicht,

daß man in schweren Fällen die Entscheidung Gott auftragen könne, und muthete dem höchsten Wesen zu, ein Zeichen zu geben. Zu dem Ende erfand man die Feuerprobe, die Wasserprobe, die Kreuzprobe, und schon sehr frühzeitig die Duelle, oder die Schwertprobe, welche selbst von den Gesetzen nicht nur genehmigt, sondern in gewissen Vorfällen geboten, und deren Ausgang für die Entscheidung des Allerhöchsten gehalten ward. Eben so allgemein war der Mangel an der Kenntniß der natürlichen Dinge und Naturkräfte, so, daß man alles, was man nicht begriff und nicht verstand, unmittelbaren Einwirkungen höherer Wesen zuschrieb. Der Glaube an Verzauberungen, Hexereien, Wettermachen u. dgl. war besonders eine Lieblingssache für die Einbildungskraft der kräftigen Deutschen.

Der erste Schritt zur Kultur des Geistes war unstreitig die Annahme des Christenthums, und am Eifer, dasselbe einzuführen, ließen die Regenten und begüterten Freien nichts ermangeln. Die Franken giengen hierin voraus, und schon mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts finden sich Nachrichten von Bisthümern zu Trier, Cöln, Worms, Mez, Toul und Verdun; auch haben theils Franken, theils fremde Missionarien, die aus England und Irland ankamen, im übrigen Deutsch-

land dem Christenthum den Eingang eröffnet. So waren unter jenen der heil. Emeram, ein Franke aus Poitou in Aquitanien († 652); so der h. Rupert ein Franke und Bischof zu Worms († 718); so der h. Corbinian ein fränkischer Bischof aus Chartres († 730), alle drei in Bayern; so Columban und Gallus in Schwaben, Kilian in Franken († 687); Wilibrod in Friesland († 739); vor allen aber machte sich der h. Bonifacius, oder Winfried, ein Engländer, um die Einwohner von Thüringen, Schwaben, Franken und Bayern unsäglich verdient. In Bayern legte er mit Zuthun des Herzogs Odilo, der mit Bewilligung der Freien, die Stiftungen dazu herschenkte, im Jahre 739 die Bisthümer Paßau, Regensburg, Salzburg und Freising, und bald darauf Eichstädt und Würzburg an, stiftete dann im Jahre 744 als eine Pflanzschule für Bischöfe die Abtei zu Fulda, und wählte im Jahre 745 Mainz zu seinem beständigen Sitz.

Diese Bemühungen groß- und redlichgesinnter Geistlichen zogen auf die natürlichste Weise eine Folge nach sich, welche eben so unvermeidlich, als damals unbedenklich, an sich aber, ohne daß anfangs jemand dabei etwas Arges dachte, eine unversiegbare Quelle schädlicher Unordnungen und Aergernisse ge-

worden ist. Die Geistlichen waren ungleich verständiger, sittlicher, und zu allen Dingen brauchbarer, als die Laien. Da diese in allem, was eine bessere Weise des Lebens betraf, von den Geistlichen unterrichtet und angeführt wurden, so gewöhnte man sich bald daran, sich auch in weltlichen Vorfällen von den Geistlichen Bescheid ertheilen, und wichtige Geschäfte durch sie vermitteln zu lassen. Die vornehmen Geistlichen waren fast allenthalben die Kanzler und ersten Staatsminister der Regenten, und diese wiesen ihre Unterthanen bei schweren Streitigkeiten häufig an die Bischöfe ihres Landes, oder an den römischen Hof an, wo damals die größte gleichzeitige Gelehrsamkeit vorhanden war. Das übrige, und was aus diesem ganz unbefangenen Zutrauen entstand, wird uns die Folge lehren.

Wenn übrigens das Christenthum, vom sechsten Jahrhundert angefangen, allenthalben sehr ausgebreitet wurde, so gab es doch, um mich so auszudrücken, mehr Christenthum, als ein christliches Leben. Lange mußten selbst die Geistlichen aus fremden Ländern verschrieben werden, weil die eingebornen Deutschen, ihrer Ungezähmtheit wegen, zu diesem Stand, wobei gute Lehren von sanften und guten Sitten unterstützt werden sollten, ganz unbrauchbar waren. Ueberhaupt ließen sich die Deut-

schen wohl die äußerlichen Ceremonien der christlichen Religion gefallen; sie waren aber, und blieben lange zu roh und zu unbändig, um den einfachen, stillen, nach Frieden, Versöhnung, Nächstenliebe und Gerechtigkeit abzweckenden Sinn der christlichen Sittenlehre begreifen, und dieselbe liebgewinnen zu können. Plündern und Morden, Trinken und Gewaltthätigkeiten ausüben, das war ihr Tagwerk; das war, was sie verstanden, und dem sie eifrig nachstrebten, und noch ahnete keine Seele, daß es Vergnügungen und Vorzüge des Geistes, daß es Verbesserungen und Verschönerungen des gesellschaftlichen Lebens gebe, welche durch Denken und Lesen, durch die Aufweckung und Bildung der Seelenkräfte erlangt werden könnten. Schon begann diese anhaltende Barbarei einen neuen Grad tieferer Verwilderung zu äußern, als im achten Jahrhundert aus der Nation der Franken ein Mann entstand, ähnlich jenen Wundern von Männern, bei deren Anblick ehemals die geistreichen Griechen sich nicht enthalten konnten, zu sagen, ein überirdisches Wesen hätte in menschlicher Hülle sich herab vom Wohnplatz der Seligen zu den Menschen gelassen, um sie zahme Sitten, und die Liebe unter sich, und das friedliche Leben zu lehren. Die Schriftsteller aller Zeiten und Völker sind bei ihm, und

mit ihrer Achtung, Bewunderung und Dankbarkeit für ihn einig, und Worte werden denen, die seiner Verdienste erwähnen, gleichsam zu Liedern. Dieser Mann war ein Fürst, und hieß Karl. Die Nachwelt hat ihn (und das mit Recht) Karl den Großen geheissen. Aus der großen Anzahl der Fürsten, Könige und Monarchen, die nach ihm auftraten, blickt man noch immer empor allein zu ihm, und wer selbst nur einigermaßen einen eigenen Sinn für Veredelung und Größe trägt, fühlt hier mit innerm Jauchzen von Kraft und Stolz, daß der wahre verewigende Ruhm von ganz andern Dingen, als vom Glanz eines Thrones abhängig, und daß die Größe und Majestät eines großen Monarchen allein in der Größe eines durchdringenden und unterrichteten Verstandes, allein in thätigen Selbstanstalten, welche das Gepräge eines großen Verstandes tragen, und dasselbe gegenwärtigen und künftigen Zeitaltern eindrücken, enthalten sey. Man hat in neuern Zeiten, und in Rücksicht auf eigene persönliche und einsame Fürsten- und Menschengröße Friedrich, den Einzigen, nicht mit ihm in Vergleich gestellt, sondern genannt mit ihm.

Wir müssen, um ihn recht ins Auge fassen zu können, nothwendig einige Begebenheiten, die vor ihm hergiengen, und dann die

Lage, in welche er eintrat, voraussetzen. Wir haben oben gesehen, mit welcher Gierigkeit der fränkische König Chlodwig die benachbarten Staaten verschlungen, und wie zuversichtlich er den Grund zu einer neuen Alleinherrschaft gelegt hat. Dieß ist an sich ein natürliches, und das überall erscheinende Streben aller Menschen und Wesen. Alle Jahrbücher sind von unausgesetzten Bemühungen großer und kleiner Regenten um Zuwachs und Erweiterung erfüllt; aber auch alle Jahrbücher sind von der unausbleiblichen Erfahrung erfüllt, daß die fürchterlichste äußere Macht in wenigen Menschenaltern verfalle, wenn die Regenten *nicht* verstehen, den Anbau der geistigen und physischen Kräfte ihrer Länder zu befördern. Die größten Häuser, deren Verfassung und Ansehen der Ewigkeit zu trotzen schien, verfielen, wo ihre Beherrscher schwach und träge geworden, und Fürsten von mäßigen Einkünften, und von mäßigem Umfange ihrer Länder stiegen mit ihrem Volk, dessen Fähigkeiten sie zu begeistern verstanden, zur ersten Staatengröße empor. Die Nachfolger des Königs Chlodwig vergaßen, daß auch der erste Regent der Welt nur als Mensch, und nicht als König geboren, und daß niemand auf den Thron erhoben wird, um darauf zu ruhen, und zu genießen. Kaum daß sie sich die Mühe

gaben, einige Minister zu bestellen, welche in ihrem Namen die Regierung fortführen, und manchmal zur Kurzweil Berichte erstatten sollten, wie die Sachen giengen. Dieß Betragen mußte nothwendig häufige und grobe Unordnungen nach sich ziehen, und die Zuneigung zu dem Regenten vermindern. Die Minister entgegen wurden desto beliebter, indem sie schlimme und verhaßte Vorfälle dem König, gute und angenehme sich zuschrieben. Endlich fielen die vornehmsten Minister, die Goßhofmeister nämlich, auf einen besondern Einfall, worin ein Scharfsinn von Verschlagenheit liegt, welchen man in dem damaligen Zeitalter kaum erwarten sollte. Sie bemächtigten sich der jungen Kronprinzen, sperrten sie in Klöster, und ließen sie so unwissend erziehen, daß sie darüber nothwendig dumm werden mußten. Der Großhofmeister Pipin von Heristall (Herstall, einem Schlosse an der Maas, nicht weit von Lüttich) fieng bereits im Jahre 687 an, sich eines königlichen Ansehens, wiewohl noch ohne den Königstitel zu führen, zu bemächtigen, und einen Plan zur Unterdrückung der noch freien benachbarten Staaten, und zur Errichtung einer künftigen Universalmonarchie zu entwerfen. Sein Sohn Carl Martel setzte dieß System fort, und Pipin, genannt der Kurze, Sohn dieses letzten, führte es, in

Rücksicht auf die merovingischen Könige, vollends aus. Man kann nicht ohne Erröthen lesen, wie er den letzten dieser Könige, Childerich genannt, behandelte. Pipin ließ ihn auf ein kleines Landgut bringen, und daselbst mit guter Kost und Trunk mästen. Jährlich einmal ließ er ihn zu der gewöhnlichen Reichsversammlung herausholen, ließ ihm, nach damaliger Art der Franken, sein langes Haar über die Schulter herabkämmen, und ihn, wie eine Puppe, auf den Thron setzen. Wenn dann nun die Gesandten der Völker vor ihm gesprochen hatten, so mußte er einige Worte darauf zur Antwort geben, die man ihm vorgesagt hatte. Sogleich führte man ihn in einer Pasterne, dem anständigsten Fuhrwerk, das, der Bequemlichkeit und Sicherheit wegen, von Ochsen gezogen wurde, wieder ab. Pipin ward endlich dieses Schauspiels müde, und sperrte den König und dessen Kronerben unter dem einzigen Vorwande, weil sie zu dumm wären, um regieren zu können, in Klöster; er selbst aber bestieg jetzt den Thron, welcher von Chlodwig vor 270 Jahren mit einer ungeheuern Thätigkeit errichtet, und worauf nun dessen Nachkommenschaft durch Schlummer getödtet worden ist im Jahre 752.

Pipin ersetzte, indem er den Thron seines Königs und Herrn bestieg, das an feierlichem

Pomp, was ihm dazu an Rechtmäßigkeit fehlte. Er bat den Pabst, eine Ceremonie, welche seiner Person eine Art von besonderer Ehrwürdigkeit geben sollte, vorzunehmen, und ihn zu salben und zu krönen, welches im Namen des Pabstes der h. Bonifacius im Jahre 752 wirklich verrichtet hat. Nun that er, was ehe Chlodwig gethan hat; er unterdrückte die Schwaben, machte sich die Sachsen zinsbar, und machte den Anfang, sich des Bayernlandes zu bemächtigen.

Sein Nachfolger war Karl, von dem eben gesagt worden ist, daß er der Größte unter den Großen war. Im Jahre 771, wo sein Bruder und Mitregent Karlmann starb, stand er auf als einziger Beherrscher eines gewaltigen Reiches. Ihm wars noch viel zu wenig, zu klein. Er sendete seinen Blick umher, fand die Nationen tief unter der Würde, deren Bild sich ihm darstellte. In seiner Seele glühte das aufrichtige Bewußtseyn, daß er eben so fähig als geneigt sey, sie aus dem Zustande einer schrecklichen Barbarei zu reissen, und ihnen jene Veredlung zu geben, welche die Kultur der dem Menschen von Gott eingeprägten Fähigkeiten nothwendig geben muß. Da gieng er hin, setzte die Anführer der Völker ab, und nannte sich ihren Anführer. Im Jahre 774 zog er das Reich der Longo=

barden (das von diesen im Jahre 568 in Italien gegründet, und wovon der Name Lombardey noch bis diese Stunde geblieben ist) dann die Herzogthümer von Friaul, Spoletto, und Benevent an sich, und hatte sich schon im Jahre 773 in eben der Absicht an die Sachsen gemacht, deren Unterjochung ihn aber dreiunddreißig Jahre und 20 Feldzüge gekostet hat. Im Jahre 778 erweiterte er die westliche Grenze seines Reiches über die pyrenäischen Gebirge hinaus bis an den Ebrofluß. Im Jahre 778 unterdrückte er die Regenten von Bayern, und im Jahre 799 tilgte er, nach einem achtjährigen Kriege, beinahe alle Hunnen in Pannonien aus, schaffte sich gleich darauf vor den Normännern (Bewohnern von Norwegen, Dänemark, Schweden, und den jenseits der Elbe wohnenden Sachsen, welche an verschiedenen, und nunmehr an den französischen Küsten herumstreiften) Ruhe, und nun im Jahre 800, da er am Weihnachtsfeste in Gegenwart einer unzähligen Menge Volkes, in der Peterskirche zu Rom anwesend war, setzte ihm der Pabst Leo (und zwar, wie einige glauben, unvermuthet, und ohne sein Vorwissen) eine Krone aufs Haupt, wobei er überlaut rief: „Heil und Segen Karl dem Frommen, dem Kaiser der Römer!" Alles Volk rief nach: „Heil und Segen Karl dem Frommen, dem Kaiser der Römer!

An diesem Tage wurde das abendländische, oder sogenannte römische Kaiserthum, welches seit dem Jahre 476 zerfallen war, wieder hergestellt, und unter dieser Benennung seit dieser Zeit fortgeführt.

Karl war jetzt Herr und Monarch von ganz Frankreich, von ganz Deutschland, von den Niederlanden, von ganz Italien, oder dem festen Lande desselben bis Benevento, von dem größten Theile von Ungarn, und einem beträchtlichen Theile von Spanien; aber das ist es lange nicht, was ihm die Bewunderung und Achtung aller Zeitalter zugezogen, und was ihn von andern Fürsten so außerordentlich unterschieden hat. Man kann weder jederzeit die gegründeten Gerechtsame, womit er sich der Länder bemächtigt, finden, noch die Art, wie er sich derselben bemächtigt hat, (er begegnete zumal den Sachsen sehr grausam) stets anrühmen. Hier war er, was vor und nach ihm unzählige Eroberer, die im Grunde nichts, als wilde Corsaren waren, gewesen sind; aber in Rücksicht der Absicht, womit er diese Länder eroberte, des Gebrauches, den er von ihnen machte, ließ er alle Helden und Sieger seiner, und der folgenden Zeiten, und die angerühmtesten Eroberer und Helden des Alterthums zurück, — die sich der Wohnungen und der Körper der Menschen bemächtig-

ten, ohne einen weitern Begriff und Sinn von der Veredlung der Menschen, und von der menschlichen Würde zu ahnen.

Als Karl zur Regierung kam, lag sein Reich in einem Abgrunde von Dummheit, und von allen Arten des Elends begraben, das überall eine natürliche Folge der Dummheit ist. Nicht nur wurde keine Wissenschaft getrieben, sondern niemand konnte lesen oder schreiben. Selbst die Geistlichen, von welchen man gleichwohl in der Meinung stand, daß sie hoch studirten, konnten zur Noth im elendesten Latein lesen, und es war genug, um zum Priesterstande zu gelangen, wenn jemand das Vater unser beten konnte. Selbst auf die unentbehrlichste Wissenschaft, auf die Arzneikunst, verlegte sich niemand, und man mußte sich Aerzte von den Juden und Arabern verschreiben. So wußte man auch selbst von der Kriegswissenschaft, welche doch das ewige Handwerk war, so viel, als nichts, und eben darum war es jedem vom Glück begünstigten Waghalse, dergleichen Attila war, leicht, große Eroberungen zu machen. Ueberall herrschten die gröbsten und unnatürlichsten Laster und Ausschweifungen. Selbst Karl, welches eben seinem Charakter desto mehr Licht ertheilt, erhielt im Grunde keine bessere höhere Erziehung; aber seiner Seele schwebten Ahnungen und

Entwürfe einer Vollkommenheit vor, gleich der unsichtbaren Gestalt, welche, wie die Alten sich ausdrückten, dem Phidias, da er seinen Jupiter oder seine Minerva bildete, aus der Luft hervorgetreten, und im göttlichen Glanze erschienen ist.

Er war schon tief in männlichen Jahren, als er sich in ganz Europa um gelehrte Männer und Künstler erkundigte, sie mit königlicher Freigebigkeit an seinen Hof versammelte, und eine Akademie der Wissenschaften, und Künste anlegte, welche die erste, und vielleicht die einzige dieser Art in der Welt war. Er selbst lernte von den Gelehrten, welche er durch seine persönliche Bemühung entdeckt, und gewonnen hatte, als vom berühmten Alcuin, einem engländischen Mönch, von Paul Diaconus, Peter von Pisa und andern erst lesen und schreiben, dann die lateinische, und sogar die griechische Sprache, die Grammatik, Rhetorik, die schönen Wissenschaften, und die Astronomie, welche letztere er besonders liebte. Was er nun gelernt hatte, das wünschte und wollte er, daß es in allen seinen Reichen gelehrt werden sollte, und zu dem Ende veranstaltete er das erhabenste Werk, das ein großer und edler Verstand unternehmen kann, eine gleichförmige und allgemeine Nationalerziehung. Er errichtete nicht nur überall Pfar-

reien und Stifter (wie er dann zwei Erzbisthümer und neun Bisthümer errichtet hat), sondern legte fast zu gleicher Zeit in allen seinen Königreichen bei allen größern Kirchen und Klöstern gute Schulen, denen er selbst den Plan vorschrieb, an. Darin wurden die sogenannten sieben freien Künste, als die Grammatik (das ist, die Kunst, die Dichter und Geschichtschreiber der Alten mit Geschmack zu lesen, dann die Sprachen derselben richtig zu lesen und zu schreiben), die Beredsamkeit, die Dialektik, Rechenkunst, Meßkunst, Sternkunst, und Tonkunst gelehrt. Nach Deutschland verschrieb er aus allen Ländern, besonders aus England und Italien, Gelehrte, welche, unter Anderm, Auszüge aus der Bibel und den Evangelien machen, und predigen, vor allem aber den Kirchengesang, welchen er in eigener Person, und inständigst bis an das Ende seines Lebens betrieb, einführen sollten. Was ein besonderes Merkmal seines großen Verstandes bleibt, ist, daß er die größte Sorgfalt auf die Ausbildung der Landessprache verwendet hat. Dieß lag ihm so sehr am Herzen, daß er die beste Art, wie es in Schulen geschehen sollte, gleichsam niemand anderm, als sich selbst zutraute, und er selbst, der Monarch von Deutschland, Frankreich und Italien, schrieb ein deutsches Schulbuch, nämlich

eine Sprachlehre, und war stolz darauf, es gethan zu haben. Auch für die bildenden Künste that er sein Möglichstes, um einen gesunden Geschmack für dieselben wenigstens in den ersten Keimen zu entwickeln. Er zierte zumal seine geliebte Stadt Aachen mit den herrlichsten Gebäuden, worunter sein eigener Pallast, dann die Hauptkirche, zu deren Erbauung er von Rom und Ravenna den schönsten Marmor kommen ließ, berühmt geworden sind. Zu dem allem fügte er die menschlichste Behandlung seiner Unterthanen, sobald sie dieß einmal waren, kränkte keine Nation an ihrer Nationalverfassung, und verbesserte vielmehr ihre Gesetze durch die menschenfreundlichsten Capitularien, dergleichen jenes war, welches seiner Einsicht eben so viel Ehre, als seinem Herzen macht, daß niemand in ein Kloster aufgenommen werden sollte, ehe er ein Alter erreicht hätte, wo er wüßte, was er thäte. Er ermunterte den Ackerbau, den Handel, zu dessen Beförderung er vorzügliche Handelsplätze anlegte, Hansgrafen, das ist, kaufmännische Schiedrichter aufstellte, und im Jahre 793 den Kanal, wodurch er die Altmühl mit der Rednitz, oder die Donau mit dem Rhein, sohin das schwarze Meer mit dem großen Weltmeere vereinigen wollte, (wiewohl vergeblich) unternahm. Alle diese, und unzählige andere

unvergleichliche Anstalten hatte Karl in allen seinen Reichen, welche er von einem Ende zum andern unermüdet besuchte, angepflanzet, als er wahrnahm, daß es überall hauptsächlich an einer theilnehmenden Mitwirkung der reichen und vornehmen Geschlechter fehle. Was nämlich die Väter und Söhne vornehmer Geschlechter lernten, und allein lernen und verstehen wollten, war, wie man gut zu Pferd sitzen, zur Jagd und zum Krieg die Waffen führen, und wie man sich bei Gastereien und Trinkgelagen betragen müsse. Dieß allein gehöre, glaubten sie, zu ihrem Wohlstande, und sie schämten sich nicht wenig, lesen und schreiben zu lernen. Gleichwohl besaßen sie häufig die Grafenämter, waren Richter und Anführer im Feld, und oft Eigenthümer weitläufiger Bezirke, worin ohne ihr Zuthun die großen Absichten Karls nie erreicht werden konnten. Der Monarch betrübte sich daher unaussprechlich, und eines Tages ließ er eine große Anzahl vornehmer Jünglinge zu sich rufen, schilderte ihnen ihre Lebensart, ihre Unwissenheit, und ihre Unbrauchbarkeit mit den lebhaftesten Farben, stellte ihnen vor, wie er gezwungen seyn würde, die ersten Würden und Aemter des Staates an Leute von weit geringerer Herkunft, aber ungleich größerm Verstande, zu vergeben, und entließ sie, indem er mit hohem

Ernst sagte: „Ich schätze darum noch Niemand, weil er reich und hoch von Geburt ist, wenn er nicht auch ein Mann von Verstand ist.“

Dieser außerordentliche Regent war in seinem Privat- und häuslichen Leben nicht weniger außerordentlich. Sein Leben ist voll der schönsten und lehrreichsten Anekdoten und Beispiele. Er lebte für sich äußerst einfach, trug gewöhnlich eine ganz gemeine Kleidung, ließ sich auf die Tafel, während welcher die Geschichten alter Reiche und Könige vorgelesen wurden, nur vier Speisen auftragen, und war im Trunke eben so mäßig. In seinem Pallaste herrschte übrigens eine königliche Pracht, und die Fremden zumal, welche er überaus gern gesehen, und von denen sich unaufhörlich eine große Anzahl versammelt hat, wurden auf das köstlichste bewirthet. Wo er selbst zugegen war, wurde alles voll Leben, Kraft und Thätigkeit. Die sinnreichsten Gedanken und Gespräche begeisterten jeden Anwesenden, und brachten einen gewissen Ton von höherm Wohlstand mit einer anständigen Freiheit im Umgange verbunden, in Umlauf. Den Gelehrten und Künstlern begegnete er überall, und öffentlich mit der größten Achtung, welche nothwendig auf die Wissenschaften und Künste selbst übergehen mußte. Es wurde an seinem

Hofe, und in den Gesellschaften der Großen, ein Bedürfniß von gelehrten Dingen zu sprechen (wie ehemals bei den Römern zur Zeit ihrer Größe). Literatur und Kenntnisse der Kunst waren Vorzüge und Eigenschaften, welche ein Mann von Stand nothwendig besitzen mußte, wenn er am Hofe einige Achtung genießen, ja, wenn er auch nur nach der Mode seyn wollte. Karl hatte in seinem Pallaste zu Aachen eine Bibliothek von Handschriften gesammelt, welche er unter die Anwesenden persönlich verbreitete. Auf die deutsche Sprache hielt er so viel, daß er diejenigen, die an ihn schrieben, der geringsten Sprachfehler wegen tadelte, und sie ihnen gerne im Cirkel der Gesellschaft auf eine scherzhafte und unkränkende Weise vorhielt. Wer sich seiner Gunst besonders versichern wollte, mußte im Fache der Literatur irgend eine Geschicklichkeit gezeigt haben, wodurch er sich würdig machte, in die Akademie aufgenommen zu werden. In seinem Umgange war er überaus höflich, leutselig und einschmeichelnd, und er wußte sein von Natur ernsthaftes Wesen mit einem Blicke voll Huld und Gütigkeit zu mildern, wodurch er sogleich das Zutrauen derer, die sich ihm näherten, an sich zog. Er trug beständig eine Schreibtafel bei sich, und legte sie bei Nacht stets unter sein Haupt, um sich alles

anzumerken und zu bewahren, was sein scharfsinniger Geist ihm eingegeben, und er auszuführen sich entschlossen hatte. Er war äußerst mitleidig gegen Nothleidende, und voll standhaften zärtlichen Gefühls für seine Freunde und Anverwandten, und wurde (was man bei keinem andern Unglücke je an ihm bemerkte) unsäglich traurig über den Verlust derselben; ja bei dem Tode einiger seiner Kinder weinte er bitterlich. Diese liebte er unaussprechlich, und nahm sie überall mit sich. Um sich für seine vielen Arbeiten abzuhärten, ritt er täglich sehr viel, und besuchte fleißig die Bäder zu Aachen, an denen, so wie an der muntern Gesellschaft seiner Freunde, die mit ihm badeten, er das größte Vergnügen fand. Er starb auch zu Aachen im Jahre 814 den 28. Jäner, und im 72sten Jahre seines Alters zur unaussprechlichen Betrübniß seiner weitläufigen Reiche, und aller Völker des Erdbodens, die von seiner Größe gehört hatten.

Man hat ihn, nach dem damaligen Gebrauche, ungeachtet er erst Nachmittags um drei Uhr verschied, noch am nämlichen Tage in einem Gewölbe der von ihm gebauten Mariakirche zu Aachen begraben. Man setzte ihn in seinem ganzen kaiserlichen Ornat auf einen prächtigen Thron, umgürtete ihn mit einem goldenen Schwert, und setzte ihm eine goldene

Krone auf das Haupt. An das Herz hieng man ihm ein goldenes Kreuz, und in die Hände gab man ihm das Evangelienbuch, das auf seinem Schooße zu ruhen kam. Einen goldenen Scepter und Schild nebst andern Kostbarkeiten legte man zu seinen Füßen. Dann erfüllte man das Gewölb mit einer Menge wohlriechender Sachen, und schloß und versiegelte es.

814 — 1101.

Karls große Anstalten zerfielen nach seinem Hintritte, und sein Geschlecht erlosch im Jahre 911; da begannen, indem die neugewählten deutschen Könige wieder monarchisch regieren wollten, neue Zerrüttungen, bis endlich im Jahre 1073 der von deutschen Fürsten unterstützte, römische Hof, und die deutsche Geistlichkeit überhaupt, der kaiserlichen Uebermacht Einhalt that. Dieser Unternehmung kamen die Kreuzzüge vortrefflich zu statten.

Karl konnte von dem, was er begann, zwar Blüthen und Hoffnungen, aber keine Zeitigung, noch weniger Früchte erleben. Er that indessen, was er konnte, um seinem Werke eine Dauer zu verschaffen, und da sein großer Verstand fühlte, daß es für jeden andern zu viel gefordert sey, so viele und ungeheuere Länder in Ordnung zu erhalten, so theilte er sein weitschichtiges Reich, und verordnete, daß die künftigen Regenten seine Königreiche zwar

jederzeit aus seinem Geschlechte, aber daß aus demselben von dem Volke jederzeit nur der Würdigste gewählt werden sollte. Wohl konnte ihn diese Verfügung beruhigen, aber sie konnte nichts zusichern.

Unmittelbar nach ihm folgte ein Jahrhundert voll der traurigsten Unruhen, und Zerrüttungen. Seine Söhne und Enkel theilten unter sich, und nahmen unaufhörlich wieder neue Theilungen vor, von denen eine, welche im Jahre 843 zu Verdün vorgenommen, und vermöge welcher die drei Königreiche, Deutschland, Frankreich und Italien von einander getrennt worden sind, vorzüglich berühmt ist. Das Glück trieb, so zu sagen, einen grausamen Scherz, als es im Jahre 884 diese drei großen Reiche in der Person eines karolingischen Prinzen, Karls des Dicken, noch einmal auf einige Augenblicke vereinigte. Dieser Prinz verband mit einem schwachen Körper einen eben so schwachen Geist, wovon er in einem Feldzuge wider die Normänner eine Probe ablegte, die seinen Untergang befördert hat. Er hatte eine zahlreiche, wohlgerüstete, und eben so muthige Armee, die sich freudig versammelt hatte, um wider die Normänner, welche sich zu Haslov an der Maas verschanzt hatten, zu ziehen. Der Sieg schien gewiß zu seyn, als er von den Normännern mit einer

großen Summe Geldes, und mit Abtretung eines Theils von Friesland den Frieden erkaufte. Dieß zog ihm die Verachtung aller Nationen zu, und als bald nachher, nämlich im Jahre 887 zu Tribur (einem noch jetzt im darmstädtischen Amte Rüsselheim zwischen Oppenheim und Mainz gelegenen Ort) eine Reichsversammlung veranstaltet ward, traten die Stände der damaligen fünf deutschen Hauptnationen, der Bayern, Franken, Sachsen, Thüringer und Schwaben von ihm ab, und wählten den Herzog von Kärnthen, Arnulph, einen natürlichen Sohn des im Jahre 880 verstorbenen Königs Karlmann in Bayern. Die französische Nation folgte diesem Beispiele, so, daß seit dieser Zeit Deutschland und Frankreich zwei getrennte, unabhängige Reiche geblieben sind.

Dieses baldige und erbarmungswürdige Ende nahm der rechtmäßige Stamm des hocherhabenen Geschlechts der Carolinger. Sie wurden mit einer Art von Wiedervergeltung eben so vom Throne herabgesetzt, wie ihr Urgroßvater Pipin im Jahre 752 denselben bestiegen hatte. Karl der Dicke büßte gleichsam für alle. Seine Armuth gieng, bald nach seiner Entsetzung, so weit, daß es ihm am täglichen Unterhalt, sein Leben zu fristen, und an einem Obdach mangelte, sich wider die Thiere

des Waldes, und wider die Witterung zu schützen. Er bat seinen Nachfolger, ihn nicht verhungern zu lassen, starb aber bald darauf im Jahre 888 den 12. Jäner. In Frankreich erlosch das Geschlecht vollends mit Ludwig V. im Jahre 987. Auch Arnulph, der Deutschen König, starb bald, und ihm folgte, unbeerbt, sein Sohn Ludwig, genannt das Kind, im Jahre 911.

In diesem wichtigen Zeitpunkte hatte Deutschland kein Grundgesetz, keinen Vertrag, was nun weiter geschehen, und ob, und in wie ferne eine neue Verbindung Platz haben sollte. Die deutschen Hauptnationen, zu welchen jetzt auch die Lothringer gekommen waren, gehörten nunmehr in vollkommener Freiheit sich selbst an. Es stand vollkommen in ihrer Willkür, ob sie neuerdings einen gemeinschaftlichen König unter sich wählen, und ob sie in diesem Falle denselben zu ihrem Oberhaupt und Anführer, oder zu ihrem Herrn wählen, und sich freiwillig zum Dienst bloßer Statthalter herabsetzen wollten.

An dieses letztere war bei dem damals täglich wachsenden Vordrang der deutschen Stände nach Freiheit kaum mehr zu denken. Die deutschen Stände, geistliche und weltliche, waren nunmehr ganz anders, als unter Karl dem Großen, bestellt. Dieser kluge Monarch

hatte alle große Herzogswürden nebst den Kammergütern derselben, an sich gezogen, und die Verwaltung jeglicher Länder unter eine Menge von Richtern und Verwaltern (Grafen) vertheilt. Die Würden dieser Grafenämter, so wie die, in Rücksicht derselben, statt Geld, zum Lehen gegebenen Güter, wurden keineswegs erblich, und die sämmtlichen Stände des Reiches blieben in allem Betracht Unterthanen einer monarchischen Gewalt. Unter seinen schwachen Nachfolgern änderte sich hierin sehr Vieles. Da sie beständig Krieg unter sich führten, mußten sie den Ständen oder Freien, in deren Händen die militärische Gewalt war, schmeicheln, und ihnen für ihre Treue und Kriegsdienste verschiedene Freiheiten bewilligen. Sie zogen die mächtigern Stände bei größern Unternehmungen sogar zu Rath, und im Jahre 851 gaben sie die feierliche Zusage von sich, daß sie die Stände als wahre Mitgehülfen und Beiwirker in ihren Reichsgeschäften erkennen wollten. Da Deutschland verschiedene, zum Theil neue, Feinde über den Hals bekam, als, nebst den Normännern und Wenden, die Ungarn oder Magyaren, welche im Jahre 826 aus Nordasien nach Europa in die Moldau gekommen, bald darauf nach Pannonien, und seit 892 bis auf den deutschen Boden vorgerückt waren; so stellten sie an den

Grenzen wieder größere Markgrafen, und in den Provinzen neuerdings Herzoge auf, welche bald fühlten, daß die Könige nicht mehr im Stande wären, sie nach bloßer Willkür zu behandeln und abzusetzen. Die Markgrafen und Herzoge befanden sich, in Rücksicht der mindern Freien, der Grafen und Herren, in eben dem Falle, in welchem sich die Könige mit ihnen befunden haben. Es lag ihnen ebenfalls alles daran, sich der Gunst und Hülfe derselben zu versichern, und daher sagten sie ihnen, was sie nur konnten, zu, und erlaubten ihnen, was sie nur wollten. Die erste Folge davon war, daß jeder Freie, der bei Mitteln war, auf irgend einer von Natur befestigten Anhöhe ein Castell erbaute, und sich daselbst als einen gleichsam unabhängigen Herrn betrachtete. Die freilich oft wahrhafte, aber noch öfter vorgeschützte Nothwendigkeit, daß man sich wider die plötzlich heranstreifenden Feinde in Sicherheit stellen müsse, gab dazu den Vorwand. Im Grunde aber war die Folge davon, daß jetzt jeder anfieng, sich über die Gesetze, und über das Richteramt hinweg zu setzen, und sein Recht mit dem Schwerte in der Faust (daher der Ursprung des berüchtigten Faustrechtes kam) zu suchen. Bei dieser Verfassung wurde Deutschland, bereits unter den letzten Karolingern, neuerdings

ganz kriegerisch, wild und unbändig. Auch selbst die wenig geachteten Gerichtsstellen stimmten in diesen Ton, und die Zweikämpfe wurden gesetzmäßig, und bei den geringsten Vorfällen gestattet.

Nun geschahen zu Frizlar (einer Stadt am Ederfluß im Kurmainzischen zwischen Niederhessen und der Grafschaft Waldeck) zwei Königswahlen nach einander, als im Jahre 911 die Wahl des rheinfränkischen Grafen Conrad I., und, nach dessen im Jahre 918 erfolgten Tod, die Wahl Herzogs Heinrich I. von Sachsen. Beidesmal scheint es, daß die Lothringer, Schwaben und Bayern in die Wahlen nicht mit einstimmten, weil sie sich unmittelbar, nachdem dieselben geschehen waren, die gewählten Könige anzuerkennen weigerten, und sich nur durch den Zwang der Waffen, oder, wie es bei Bayern geschah, unter guten Bedingnissen, dazu bequemten.

Hier verdient eine Anstalt, welche der gutmüthige König Heinrich I. zur Beförderung des gesellschaftlichen Lebens getroffen hat, eine besondere Erwähnung. Er beredete nämlich die deutschen Völker, damit sie theils wider die Ungarn (welche nachher im Jahre 955 auf dem Lechfelde eine Hauptniederlage erlitten), theils gegen einheimische Unruhen gesichert seyn möchten, in Gesellschaften oder

Städte zusammen zu treten, und er brachte es wirklich dahin, daß jeder neunte freie Mann sich bequemte, mit seinen Knechten dahin zu ziehen. Die Folgen dieser wohlthätigen Anstalt, in deren Betracht dieser Fürst der Stadterbauer genannt werden sollte, werden in der Folge sich zeigen.

Was die Gewalt, welche nunmehr ein deutscher König über die deutschen Herzoge und andere Stände sollte ausüben dürfen, was ferner die Besetzung und Erblichkeit der großen Reichswürden und Lehen betrifft, so war damals nichts festgesetzt, außer daß die deutschen Länder neuerdings in einer gemeinsamen Verbindung mit einem Oberhaupte stehen, und in diesem Verstande Lehen von Deutschland seyn sollten. Uebrigens schienen die großen Herzoge zu glauben (wie es denn wirklich in der That so war), die neuerdings gewählten Könige hätten kein Recht, sich einer Gewalt, dergleichen den Karolingern eigen, hergebracht, und angeboren war, anzumaßen, und daher waren ihre Verhältnisse gegen den König großentheils wie gegenwärtig beschaffen. Der Herzog von Bayern Arnulph z. B. handelte durchaus wie ein selbstständiger, unabhängiger Monarch, nur daß er sich mit dem Titel eines Herzogs begnügt, anbei sein Land dem deutschen Reich zum Lehen aufgetragen, und eine gemeinschaft-

liche Verbindung mit Deutschland anerkannt hat. Hätten sich die folgenden Kaiser mit dieser Verfassung, welche für Deutschland die natürlichste, und im Grunde die einzig mögliche ist, begnügt, so wären die gefolgten schrecklichen Zerrüttungen, die Vergießungen unzähliger Ströme Bluts, und die Barbareien so vieler Jahrhunderte nie zum Vorschein gekommen.

Aber so fieng nun der Streit um die Herrschaft über Menschen von neuem an. Alle jene herrlichen Anstalten, welche Karl der Große angelegt, und schon dessen unmittelbare Nachfolger vernachlässiget hatten, arteten theils aus, theils verfielen sie gänzlich, und das menschliche Geschlecht blieb, in Rücksicht würdiger Bemühungen um seine wahre Veredlung, bis tief ins fünfzehnte Jahrhundert weit unter dem, was es seyn sollte. Höchst wunderbar und seltsam ist indessen jener Streit, so wie er begonnen, wie ein Auftritt sich aus dem andern hervorgewälzt, wie jeder sich allmählig, oft erst nach einem Umlaufe von vielen Jahrhunderten, wieder entwickelt, und am Ende wieder das ursprüngliche, das heutige, und wie ich eben gesagt habe, das natürlichste Verhältniß der deutschen Fürsten unter sich hergestellt hat.

Im Jahre 936 bestieg Otto, ein Sohn des vorigen Königs, den deutschen Thron; er bestieg ihn, wie seine letzten vier Vorfahrer, Arnulph, Ludwig das Kind, Konrad und Heinrich durch den freien Beitritt der deutschen Freien, aber mit einem ausgesuchten, ungewöhnlichen Pomp. Bei seiner feierlichen Krönung zu Aachen erschienen die drei ersten ursprünglichen Erzbischöfe Deutschlands, nämlich die von Köln, Trier, und Mainz, und der letztere krönte ihn. Hierauf hielt Otto eine öffentliche Tafel, und dabei verrichteten die vier ersten Hauptherzoge Deutschlands diejenigen Aemter, welche bis jetzt kaiserliche Reichshofämter geblieben sind. Der Herzog Arnulph von Bayern erschien als Marschall, der Herzog von Lothringen als Kämmerer, der Herzog von Schwaben als Schenk, und der Herzog von Franken als Truchseß.

Nun dachte Otto, wie er das werden möchte, was einst Karl der Große war, — Herr von Deutschland. Er mußte dem zu Folge die deutschen Herzoge und andere Stände neuerdings unterdrücken, und ihnen nehmen, was sie eben zu besitzen angefangen hatten. So gieng er es an. Er sah, wie die Geistlichen unter den Karolingern, und seit deren Zeiten, vorgerückt waren. Dieses Vorrücken war ganz natürlich. Die Geistlichen waren, als die vorzüglich und fast einzig brauchbaren

Männer, von jeher die ersten Minister, die Kanzler, die Gesandten, und sogar die Generale der Könige; sohin mußten sie nothwendig auf den Gedanken verfallen, daß sie zu gut, und zu vornehm wären, um noch Untergebene fürstlicher und gräflicher Statthalter, deren Beförderer sie meistens waren, zu seyn. Die Könige machten sie daher häufig unmittelbar, und verliehen ihnen dabei verschiedene, dahin geeignete Freiheiten, als das Münzrecht, Zollrecht, die Marktgerechtigkeit u. dgl. Otto sah bald, wie nützlich ihm die Geistlichen werden könnten, wenn er sie noch mächtiger machen, und dann zur Bezähmung der weltlichen Fürsten gebrauchen würde. Er handelte demnach ohne weiters, als wenn er schon Herr von Deutschland wäre, und verschenkte an Bischöfe und Prälaten ganze Grafschaften und Herzogthümer. So sahen die deutschen Herzoge und Fürsten in der Mitte ihrer Staaten plötzlich neue Staaten entstehen. Er besetzte dabei die ersten deutschen Länder mit seinen Anverwandten, zog die Kammergüter der ehemaligen Herzoge zum Eigenthume und Genusse seiner Person ein, und setzte in jeder Provinz, vorzüglich in Lothringen, Sachsen, Schwaben und Bayern eigene königliche Richter (dergleichen schon ehemals am Hofe der Karolinger aufgestellt waren) oder Pfalzgrafen ein, welche die von der Gerichtsbarkeit der Herzoge befreiten Stände richten, und die jetzt königlichen Kammergüter

verwalten sollten. Jeder Neueingesetzte suchte sich im Besitze der ihm zugetheilten Vorrechte und Würden zu erhalten, und so hatte er seine ungeheuere Absicht schnell und meistens glücklich durchgesetzt, als er sich neuerdings in eine Unternehmung einließ, welche die unglücklichsten Folgen für Deutschland hatte, indem es darüber durch viele Jahrhunderte seine eigene Kultur vergessen, und, ohne allen Nutzen, seine besten Kräfte und Völker verschwendet hat. Otto wollte in allen Dingen den Karolingern gleich, sohin auch Herr und Erbe von Italien (das im Jahre 887 eigene Regenten bekommen hatte) seyn. Es gelang ihm auch wirklich, und im Jahre 961 wurde er zu Mailand von dem dortigen Erzbischofe mit der longobardischen eisernen Krone, und ein Jahr darauf zu Rom von Pabst Johann XII. mit der goldenen Krone zum römischen Kaiser gekrönt; allein Italien wollte sich in diese neue Unterwürfigkeit (vermöge welcher dasselbe kein mit dem deutschen Reiche vereinigtes Land, sondern mehr ein Kammergut des Kaisers geworden war) nicht fügen. Otto mußte mehr als einmal hinziehen, und zum Nachtheile Deutschlands, wo er doch eigentlich zu Hause war, mehrere Jahre daselbst verweilen. Seinen Söhnen und Nachfolgern gieng es nicht besser, und noch war daselbst nichts auf einem dauerhaften Fuß, als dieser Kaiserstamm sächsischer Abkunft mit Kai-

ser Heinrich II. im Jahre 1024 gänzlich erlosch.

Hierauf kamen alle Freien der deutschen Hauptländer neuerdings auf einer großen Ebene zwischen Mainz und Worms zusammen, und wählten den Herzog von Rheinfranken, Conrad II. An eine Aenderung der deutschen Verfassung war hiebei nicht zu denken, da derselben selbst die damaligen mächtigsten Fürsten ihre Erhebung zu danken hatten. Die ersten Kaiser aus dem Hause Franken hielten demnach das Werk ihrer Vorfahrer für vollendet. Sie schalteten mit den deutschen Herzogthümern nach Belieben, setzten die Herzoge, wie es ihnen gefiel, ein und ab, und besetzten deren Stellen mit solchen Personen, die ihnen angenehm waren. Da sie nun auch die geistlichen Stellen ebenfalls nur an solche Personen, von deren Ergebenheit sie sich ehe überzeugt hatten, vergaben, so bekam es das Ansehen, als dürften sie die Einrichtung nur fortsetzen, um auf ewige Zeiten unumschränkte Herren von Deutschland zu bleiben.

Diese Uebermacht, bei welcher die Kaiser mehr vermochten, als die Gesetze, wurde den geraden Deutschen, die wohl dem Gesetze gehorchen, aber vor keinem uneingeschränkten Herrn sich schmiegen können, bald unerträglich. Selbst die Günstlinge der Kaiser fühlen, sobald sie eine große Würde erhalten

hatten, das Joch, und wurden anderer Gesinnung. Es mußte nothwendig höchst unangenehm seyn, sich stets in einer so unsichern Lage zu befinden, daß man alle Augenblicke und bei dem geringsten Versehen von der Höhe seiner Würde herabgestürzt werden konnte. Nun trug sichs zu, daß, als im Jahre 1056 Kaiser Heinrich III. mit Tod abgieng, dessen Sohn und bereits erklärter Kaiser Heinrich IV. erst sechs Jahre alt war. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln bemächtigten sich, mit Beiziehung des Herzogs Otto von Bayern, der Vormundschaft des unmündigen Heinrich, so wie der Verwaltung des Reichs. Bei dieser Gelegenheit vergaßen sie nicht, sich verschiedener Gerechtsame zu versichern, und andere Reichsstände ahmten ihr Beispiel mit solcher Inständigkeit nach, daß darüber beinahe alle wechselseitige Verbindung unter ihnen selbst aufgehört, und daß das Faustrecht hauptsächlich jetzt tiefe und ausgebreitete Wurzeln gefaßt hat. Wie nun Kaiser Heinrich IV. das gesetzmäßige Alter erreichte, und den Thron persönlich bestieg, hätten sämmtliche deutsche Fürsten und Bischöfe die vorige Obermacht, die von keinen Verhältnissen der Stände gegen den Kaiser wissen wollte, wieder erfahren sollen, und sie erfuhren dieselbe zum Theil wirklich; allein sie waren hierüber bereits eines Sinnes, und es schien jetzt nur noch an einem Anfüh-

rer, dessen Kühnheit sie mit vereinigten Kräften unterstützen könnten, zu fehlen.

Dieser kühne Anführer erschien im J. 1073 in der Person Pabst Gregors VII., eines Mannes von überaus strengem Lebenswandel, und den größten Geistesgaben, den man nachmals zu hart beurtheilte, weil er die Bahn, auf welcher er auftrat, nicht erst angelegt, sondern bloß, wie er sie bereits angelegt fand, der Erste betreten hatte. Schon Karl der Große nämlich hatte dazu sehr Vieles beigetragen. Er hatte die berühmten Send- oder Sittengerichte eingeführt, welchen zu Folge die Bischöfe alle Jahre zweimal über die Sittlichkeit der Unterthanen Gericht halten, der weltliche Arm aber ihre Urtheile vollziehen mußte, wodurch man die allgemeine Meinung, als sey die weltliche Macht der geistlichen untergeordnet, entstanden ist. Von jener Salbung, welche der König Pipin an sich vornehmen, und jeder nachfolgende Kaiser an sich wiederholen ließ, entstand nicht weniger die Meinung, daß sie eine Bestätigung der Kaiser sey, woraus man folgerte, daß demjenigen, dem die Gewalt zu bestätigen obliegt, nothwendig das Recht, die Würdigkeit dessen, der bestätigt werden sollte, zu prüfen obliegen müsse. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts erschien vollends die berüchtigte Sammlung der falschen Dekretalen, oder erdichteter päbstlicher Decrete, wor- die Macht des Pabstes über alles Irdische

erhoben wurde. Niemand besaß so viele Kenntnisse, um das Ungereimte und Falsche dieser Briefe zu entlarven, und die Grundsätze derselben wurden ungescheut in den öffentlichen Schulen aufgestellt und gelehrt, und was noch weit seltsamer ist, von den Kaisern, welche ganz wohl darum wußten, aus der Ursache nicht geahndet, weil die ihnen bis dahin eigene Macht, Bischöfe, ja Päbste aufzustellen, noch nicht gehemmt worden war. Noch der Kaiser Heinrich III. (der Vater Heinrichs IV.) besetzte die Bischofsstellen, wo dann häufig große Ungebühren mit unterliefen, nach Willkür; ja er ließ sich sogar beigehen, drei Bischöfe, und was die Römer vorzüglich schmerzte, deutsche Bischöfe, von Bamberg, Brixen und Eichstädt auf den päbstlichen Stuhl zu erheben. Dieß mißfiel dem Pabst Gregor VII. auf das äußerste, und im Jahre 1075 verordnete er, daß von nun an kein Bischof oder Abt vom Kaiser mit dem Stab und Ring belehnt, oder investirt werden sollte. Da der Kaiser Heinrich IV. anfangs sich wenig um eine solche Verordnung bekümmerte, befahl er ihm, in Person nach Rom zu kommen; und da er nicht kam, untersagte ihm Pabst Gregor VII. die Regierung des deutschen und italienischen Reiches, sprach alle Unterthanen von dem Eide der Treue los, und befahl den deutschen Ständen, einen neuen Kaiser zu wählen. Es war ein unerhörter

und entsetzlicher Ausspruch; er geschah zu Rom im Jahre 1076, und hatte die große Absicht, nicht nur den päbstlichen Stuhl und alle Bischöfe und Erzbischöfe, sondern überhaupt die gesammte Geistlichkeit der christlichen Welt von aller Abhängigkeit vom Kaiser und den weltlichen Mächten los zu machen, und entgegen den weltlichen Stand mit allen christlichen Thronen, Herren und Unterthanen in völlige Unterwürfigkeit unter die geistliche Gewalt zu setzen.

Es hieng nun von den deutschen Ständen ab, welche Wirkung dieser Ausspruch erhalten sollte. Man fühlte in Deutschland wohl das Neue und Ungeheuere dieser geistlichen Macht; man fühlte aber noch stärker den Druck der kaiserlichen Uebermacht; und wenn man doch einen Herrn haben müßte, so hielt man es für besser, denselben in der Ferne, als in der Nähe zu haben. Eine überwiegende Parthei deutscher Reichsfürsten, worunter die Herzoge von Bayern und Sachsen die vornehmsten waren, traten aus Privatabsichten auf die päbstliche Seite, und der Kaiser Heinrich IV. mußte sich, um Kaiser zu bleiben, die grausamste aller Demüthigungen gefallen lassen. Drei Tage nach einander stand er in einem Bußkleide, das ist, in einem wollenen Hemd und mit bloßen Füßen in dem Vorhofe zu Kanossa (einem der berühmten Markgräfinn Mathilde angehörigen Schlosse im Reggianischen) bis ihm

Gregor VII. die Aussöhnung versprach, wiewohl damals noch nicht gewährte.

Den nunmehrigen Unternehmungen des römischen Hofes kamen viele Umstände, vorzüglich aber die Kreuzzüge, eine beinahe unglaubliche Erscheinung zu statten. Wallfahrten nach den Orten, welche wegen des Aufenthaltes heiliger Personen, oder wegen Wunderthaten berühmt gewesen, waren schon seit langer Zeit eine allgemeine Gewohnheit, und seit der Zeit des Kaisers Konstantin, und seit der Erfindung des Kreuzes wanderten die Christen vorzüglich nach Palästina, wo Christus sichtbar gelebt und gelitten, um dann zu Bethlehem, Nazareth und Jerusalem ihre Andacht verrichten zu können. Die Araber, in deren Händen diese Ländereien waren, nahmen die Pilgrime, von denen sie großen Nutzen zogen, freundlich auf; aber im Jahre 1074 waren die Türken vom kaspischen Meere nach Kleinasien gekommen; sie hatten sich binnen fünf Jahren der heiligen Länder bemächtigt, und die Pilgrime, von denen sie sich keine guten Begriffe machten, häufig mißhandelt. Diese klagten darüber in der ganzen Christenheit, und riefen alle Welt um schleunigen Beistand an. Pabst Gregor nahm sich der Sache sogleich sehr eifrig an, und sein scharfsinniger Geist übersah alle die Vortheile, welche ihm daraus nothwendig zugehen müß-

ten. Er konnte sich nämlich nicht nur Hoffnung machen, daß, wenn die Europäer Meister des Orients würden, die orientalische Kirche neuerdings mit der abendländischen vereiniget werden, sondern auch, daß er, nachdem er der Ausschreiber und Anordner dieser heiligen Kriege wäre, eben darum auch, ohne ferneren Widerspruch, der Herr und Regierer aller christlichen Potentaten seyn und verbleiben, und daß endlich die gefährliche Uebermacht dieser letztern nothwenig geschwächt werden müßte. Gregor VII. starb im Jahre 1085, ohne das Werk zu Stand gebracht zu haben; allein sein Nachfolger, Urban II., führte es desto glücklicher aus, und auf dem Concilium zu Clermont in Frankreich kam im Jahre 1095 durch die Vorbereitung eines französischen Eremitens, Peter, von Amiens gebürtig, die Ausführung der Kreuzzüge wirklich zu Stand. Dieser Peter brachte nicht nur ein klägliches Schreiben des Patriarchen von Jerusalem mit, sondern versicherte dabei, daß zu Jerusalem Christus selbst mündlich mit ihm gesprochen, und ihm befohlen habe, dem Pabst zu bedeuten, daß dieser zur Eroberung des h. Grabes die ganze Christenheit auffordern, dagegen aber das Himmelreich empfangen sollte. Alle Welt glaubte daran, oder (denn die Sache war der damaligen Zeit zu angemessen) wollte daran glauben. Es gab damals, bei einem

allgemeinen Mangel an einer guten Polizeiordnung, häufig allgemeine Hungersnöthen und Seuchen, welche die Menschen zu Tausenden hinrafften; diese und ähnliche Drangsale, nebst den ewigen Fehden hatten schon um die Mitte des zehnten Jahrhunderts allgemein den Glauben verbreitet, daß der jüngste Tag nicht mehr ferne, ja daß derselbe wirklich im Anzuge sey. Man bildete sich ein, verschiedene schreckliche Zeichen, Schwerter, feuerige Streitrosse u. dgl. am Firmamente, und alle Elemente verändert zu sehen. Die Adeligen verschenkten häufig für die Lösung ihrer Seele, ihre Güter an Klöster, mit der Voraussetzung in ihren Stiftsbriefen: „Da nunmehr das Ende der Welt naht, und da verschiedene Landplagen und Gerichte, als Zeichen seiner Annäherung, sich offenbar zeigen" u. s. w. Das ganze abendländische Europa wurde wie in seinem Innersten aufgelöst. Fürsten und Bischöfe, Aebte, Pfarrer, Mönche, Nonnen, Bürger und Bauern verließen ihre Staaten, Gemeinden, Klöster, Städte und Felder, hefteten auf ihre Schulter ein Kreuz, und umgürteten sich mit einem Schwert. Die heiligsten Verbindungen galten nichts mehr, und jedem stand frei, mitzuwandern, wann, und mit wem er wollte. Die deutschen Fürsten nahmen indessen erst dann einen recht ernstlichen Antheil, als sie hörten, daß im Jahre 1099 unter Anführung

des Herzogs Gottfried von Niederlothringen und anderer, die Franzosen Jerusalem eingenommen, und die glänzendsten Thaten verrichtet hatten. So unternahm im Jahre 1101 Herzog Welf I. von Bayern mit dem Herzog Wilhelm von Aquitanien, an der Spitze von hundert und sechzigtausend Mann einen Zug zum heiligen Grab. Eine Menge großer Fürsten und Herren, Helden und Heldinnen, worunter sich die verwittibte Markgräfinn Itha, Mutter des Markgrafen Leopold von Oesterreich, und zwar diese letztere mit einem zahlreichen Gefolg von Frauenzimmern befand, machten diesen Zug mit, bei dessen Anblick niemand errathen haben würde, was die eigentliche Absicht desselben seyn möchte. Es war keine Armee, und auch keine Wallfahrt friedlicher Pilgrime. Man sah Kriegswerkzeuge, aber auch Hausgeräthschaften, die zur bloßen Bequemlichkeit dienten. Man hörte Trompeten und Waffengeklirr, Schalmeien und Flöten, und Töne sanfter Stimmen, sah ganze Schwärme von Possenreissern und Gauklern, welche zur Kurzweil mitzogen, und das Ganze glich mehr einem feierlichen Jahrmarkt, als einer ernsthaften Unternehmung. Die Großen führten sogar ihre Jagd = und Fischgeräthe, Hunde und Falken mit; wohnten unter den prächtigsten mit Gold durchwirkten Gezelten, und das Frauenzimmer zumal vergaß Him=

mel und Erde vor dem mächtigen Selbst- wohlgefallen, wenn es mit einem hochfliegen- den Federbusch geziert auf einem prächtigen Zelter durch die Reihen des gaffenden Volkes ritt. Das besagte Heer kam um die Zeit des Osterfestes zu Nikomedien an, und der alte griechische Kaiser Alexius empfieng es, dem An- sehen nach, mit vieler Freundlichkeit, und gab ihm sogar Leute zur Begleitung mit. Die Kreuzzüger aber verschmähten aus Stolz den sichern und bequemern Weg, und zogen über die Gebirge. Nach unsäglichen Beschwernis- sen erreichten sie endlich die schönen Ebenen von Paphlagonien, erblickten aber zu gleicher Zeit ein wohlgerüstetes Heer von zweimalhun- dert tausend Türken. Die große Uebermacht desselben wäre gleichwohl noch lange nicht das Schlimmste gewesen, wenn jene mit vereinig- ten Kräften und Gesinnungen Widerstand ge- than hätten; aber so wie jeder Fürst seinen eigenen Haufen anführte, hatte auch jeder seine eigenen Plane und Privatabsichten, und kei- ner wollte dem andern etwas nachgeben. Die Türken griffen an dem Tag, wo diese Für- sten einzeln fortrückten, einen Haufen nach dem andern an, und mezelten alles, was sie erreichen konnten, nieder. Diejenigen, welche im christlichen Heere dieser Niederlage in der Ferne zusahen, geriethen darüber in einen sol- chen Schrecken, daß sie rottenweise davon lie-

fen, ohne des Geschreies ihrer Weiber und Kinder zu achten. Die Türken kamen endlich ins Lager, wie zur Hochzeit, hieben die wenigen Männer, die noch einigen Widerstand thun wollten, nieder, und bemächtigten sich der Frauenzimmer mit allem Reichthum des Lagers. Die Markgräfinn Itha wurde einem Bassa zu Theil, und wurde dessen Gemahlinn, und Mutter des Sultans von Alepp und Mussul, Emad = Edding = Zenghi.

An diesem Tage verlor das Heer der Christen hundert tausend Mann. Wenige retteten sich nach Konstantinopel, und kaum tausend kamen wieder nach Deutschland zurück. Selbst der Herzog Welf von Bayern entkam mit genauer Noth, und schiffte unter einer gemeinen Kleidung von Antiochia nach Jerusalem, fand aber nachher zu Paphos auf der Insel Cypern sein Grab.

Und dieß war überhaupt das Schicksal dieser Züge, deren fünf vom Jahre 1096 bis 1249 besonders merkwürdig sind. Die christliche Weisheit, und die gesunde Vernunft entwarfen sie nicht, und die Klugheit ordnete sie nicht. Sie bleiben uns ein Denkmal der Erfahrung, wozu ganze Menschenalter zu bringen sind, wenn eine grobe Unwissenheit, wodurch rohe Einfälle und wilde Begierden gezeugt werden, überhand nehmen. Diese Züge nach dem Orient waren eben so, wie jene nach Italien, ganz ohne Nutzen für Deutschland;

sie kosteten Deutschland vielmehr seine edelsten Geschlechter, und unzählige Menschen. Nach dem Orient allein sind in weniger als zweihundert Jahren viele Millionen, von denen wenige zurückkamen, gewandert.

1101 — 1269.

Und nun gieng in Deutschland statt der monarchischen Gewalt der Kaiser die alte freie Grundverfassung, wo allein das Gesetz herrscht, allmählig wieder hervor. Auch das Ansehen der deutschen Stände bekam Verhältnisse; der größere Adel schloß sich bei Turnieren und geistl. Stiftern in einen Stand. Entstehung der Kurfürsten u. s. w.

Wir kommen nun zu einem der schönsten und blühendsten Zeitalter Deutschlands, zum Zeitalter der Kaiser von dem Geschlechte der Hohenstauffer aus Schwaben. Während dieß Geschlecht regierte, trat die alte deutsche Freiheit, die alte deutsche Grundverfassung, wo allein das Gesetz herrscht, allmählig wieder hervor. Der römische Hof führte (wie oben

vorkam) sein System fort, und der Kaiser Heinrich V., mit welchem im Jahre 1125 das fränkische Kaisergeschlecht abstarb, mußte sich mit Pabst Calixt II. auf einem Reichstage zu Worms im Jahre 1122 zu einem Vergleich (Concordat) verstehen, vermöge welchem der Kaiser für ewige Zeiten dem Recht, hohe geistliche Pfründen oder Bisthümer zu besetzen, entsagte, und sich allein die Macht vorbehielt, die Bischöfe mit ihren weltlichen Gütern, als welche ursprüngliche Reichslehen waren, zu investiren, auch bei der Wahl derselben in Person oder durch einen Abgeordneten gegenwärtig zu seyn, und im Falle, daß sich die Wählenden nicht vereinigen könnten, dem besten Theil nach dem Rath der Erzbischöfe und Bischöfe seinen Beifall zu geben. Er entsagte dabei aller Oberherrlichkeit über die Ländereien des päbstlichen Stuhls, und legte sohin einen der beträchtlichsten Theile der bisherigen kaiserlichen Gerechtsame in die Hände des Pabstes.

Seit der Zeit wurde eine andere höchst seltsame Lehre allgemein herrschend. Sie bestand darin, daß die Völker des ganzen Erdkreises unter zwei Oberhäuptern stehen sollten, dem Pabst und dem Kaiser. Dieser sollte der weltliche Beherrscher, oder vielmehr nur der Verwalter der Länder, der Pabst aber der Vormünder und unumschränkte Herr jenes Beherrschers seyn. Diese Lehre wurde vorzüg-

lich in Italien auf der Schule zu Bologna, und andern, ans Tageslicht gebracht, wo man von den Kaisern von jeher keine andern Begriffe und Erfahrungen hatte, als daß sie uneingeschränkte Herren wären, wie sie dieß dann auch in Italien wirklich waren. In Frankreich, vorzüglich zu Paris, erhob man die monarchische Gewalt des Kaisers bis an den Himmel, und Kaiser und Pabst unterstützten diese Grundsätze. Wer bei einem Domstift eine Präbende, oder sonst eine fette Stelle erhalten wollte, mußte zu Paris oder Bologna studirt haben.

Bei dieser Beschaffenheit sollte man glauben, die deutschen Fürsten, Bischöfe und Stände müßten neuerdings in einen Zustand von sclavischer Abhängigkeit niedergedrückt worden seyn; aber nichts weniger; vielmehr dienten gerade die ungeheuern Absichten der Päbste und Kaiser dazu, dem deutschen Reiche die alte Freiheit zu erkämpfen. Diese Entwicklung war dabei gar keine unvermuthete, sondern eine solche Begebenheit, welche aus der Lage der Sache nothwendig hervorgehen mußte.

Der päpstliche Hof nämlich fieng nach dem Abgange des fränkischen Kaisergeschlechtes die folgenden Kaiser ordentlich zu bestätigen an. Bei der Wahl (nach dem Hintritte des Kaisers Heinrich V.), im Jahre 1125, wobei Lo-

thar von Suplinburg und Querfurt gewählt wurde, behauptete ein päbstlicher Legat nicht nur den größten Einfluß, sondern er bestätigte auch den neuen Kaiser. Dieser hieng demnach ganz vom römischen Hofe ab. That er etwas, das diesem mißfiel, so wurde er mit dem Bann belegt, und aller seiner Länder und Würden entsetzt.

Die Kaiser befanden sich dem zu Folge in einer ewigen Verlegenheit, und nichts war vollends für sie peinlicher, als die Ungewißheit, ob die deutschen Fürsten, Bischöfe und Stände auf diesen oder jenen Fall sie unterstützen würden. Sie mußten sich demnach den Beistand der deutschen Fürsten erkaufen, und sich alles gefallen lassen, was sich diese, unter dem Titel ehemaliger Gerechtsame, herausnahmen. Schon die Kaiser Heinrich IV. und V. bewilligten Vieles, und zumal mußte dieser letztere auf dem Reichstage zu Tribur im Jahre 1119 alles, was er den Reichsständen abgenommen hatte, herausgeben, und ihnen überdieß alle ihre Rechte und Besitzungen, unter was immer für einem Titel sie sich dieselben zugeeignet haben mochten, bestätigen. Die Namen der Gaue verloren sich, und dafür wurden zu Ausgang des 11ten und 12ten Jahrhunderts die, meistens von Stammgütern geschöpften, Namen der Geschlechter gehört, und der Be-

sitz gräflicher und herzoglicher Würden, nebst den mit denselben verbundenen reichslehenbaren Gütern, wurde erblich. Unter den obengenannten letztern Kaisern aus dem fränkischen Geschlecht kam es dahin, daß alle öffentliche Reichsangelegenheiten nur in Beiseyn und mit Beiziehung der Stände geschlichtet, daß die großen Reichswürden und Lehen nur mit ihrer Bewilligung vergeben, und daß ohne ihren Beitritt kein Reichsstand zum Range eines Reichsfürsten erhoben werden konnte. Bei jeder neuen Verlegenheit, und bei jeder neuen Wahl der Kaiser wurde neuerdings capitulirt, und im Jahre 1220 ließen sich vom Kaiser Friedrich II. erst die unmittelbaren geistlichen, und bald darauf im Jahre 1232 von eben demselben die weltlichen Stände alle ihre hergebrachten und erworbenen Rechte, wodurch sie in ihren Ländern freie und wahre Landesherren bereits schon vorher gewesen, oder zum Theil nunmehr geworden sind, durch feierliche Urkunden bestätigen.

Aber mit diesen unmittelbaren Ständen selbst ist überdieß, und war zum Theil schon um diese Zeit noch eine andere, nicht weniger wichtige, und an sich ungleich seltsamere Veränderung vorgegangen. Einst war ein jeder freie Mann eben darum auch ein adeliger Mann, und nur größere und kleinere Habschaf-

ten und Eigenthümer machten einen zufälligen Unterschied. Die Anzahl der Adeligen war daher unermeßlich zahlreich, und der größere Theil war in eben dem Verhältnisse arm. Sie saßen schaarenweise auf den Dörfern, und hielten sich für unendlich glücklich, wenn sich ihr Vermögen so weit erstreckte, daß sie sich ein Pferd halten, und sohin bei einer Fehde sich brauchen lassen, und sich verdingen konnten. Dieß letztere wurde schon unter den Karolingern, wo das Faustrecht einriß, häufig Mode, und im 10ten, 11ten, und zumal im 12ten Jahrhundert kam die Sache noch viel weiter. Damals trugen fast alle jene Familien, welche nicht mächtig genug waren, um einem mächtigen Nachbarn, falls er sie befehden und ausrauben wollte, zu widerstehen, ihr Hab und Gut, und gewöhnlich auch ihren Leib, einem reichen, ansehnlichen und mächtigen Haus, oder einem Bischof oder Abt zum Lehen auf, oder sie schenkten ihm dieselben gar, mit der Bedingniß, daß er ihnen das Nothwendige reichen, und sie in Schutz nehmen sollte. Auf diese Weise wurden fast alle geringere Geschlechter dienstmännisch, und entgegen wurden die reichern und größern täglich mächtiger und größer. Dieß wurden diese noch mehr, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und nachher, eine unglaubliche Anzahl adeliger, fürstlicher, gräf-

licher und dynastischer Häuser ausgestorben, und die Güter derselben, als ehemalige ursprüngliche landesherrliche Lehen, von den Herzogen und Bischöfen, als nunmehrigen Landesherren, zu ihrer Kammer eingezogen worden sind. Von nun an betrachteten sich diese Landesherren als vollkommene Herren aller mindern Freien, die in ihrem Lande zugegen, und zum Körper desselben von jeher gezählt worden waren. Nur sehr wenigen Freien glückte es, sich wider die Flut der allgemeinen neuern Botmäßigkeit in der alten Freiheit zu erhalten, und diese allein fuhren fort, nur dem Kaiser zu huldigen, und in ihrem, auch noch so kleinen Gebiete, Herren, und unmittelbare Reichsstände zu seyn, indessen alle übrige in eine Art von minderm Adel zurückgetreten, und fürstliche Landsassen oder Landstände geworden sind. So viele Erzbischöfe, Bischöfe, und andere unmittelbare Prälaten, so viele Herzoge, Pfalzgrafen, Markgrafen, Grafen, unmittelbare begüterte Edelleute waren, so viele neue, in ihren Ländern unabhängige Landesherren waren jetzt wieder, die unter einem gewählten Oberhaupte durch ein gemeinschaftliches Band in Dingen, welche das Reich oder persönliche Händel betreffen, zusammenhiengen. Alle Uebermacht, welche durch Mißbrauch gefährlich und schädlich hätte wer-

den können, wurde gefürchtet, wie dann vorzüglich in dieser nämlichen Rücksicht der Sturz des berühmten Herzogs von Bayern und Sachsen, Heinrichs, des Löwen 1179, erfolgt ist.

Noch auffallender war ein anderer Schritt des höhern Adels. Es waren von jeher, wie bei allen Völkern, so auch bei den Deutschen, feierliche Streit = und Wettkämpfe üblich, bei welchen ein jeder freie Mann, er möchte nun bei großem oder geringem Vermögen seyn, nach Belieben erschien; aber nun um die Mitte des 11ten Jahrhunderts bekam der reichere Adel den Einfall, diesen Spielen eine neue Einrichtung zu geben, und künftig allein solchen Freien, deren Voraltern schon vor langer Zeit im Besitze eines großen Vermögens oder einer verhältnißmäßigen Würde standen, den Zutritt zu gestatten. Sie setzten wirklich durch, und der jetzt unterdrückte Stand der Freien blieb fortan von diesen Spielen, welche von der Zeit an den Namen Turnier erhielten, ausgeschlossen. Dazu kam noch ein ähnliches Verfahren mit den Chor = und Domstiftern. Da diese, und noch mehr die bischöflichen Pfründen sehr beträchtlich waren, so bewarben sich nicht nur die Söhne der edelsten Geschlechter um solche Stellen, sondern diese vereinigten sich noch wider die mindern,

oder (wie sie damals genannt wurden) bürgerlichen Freien, und machten Stiftsgesetze, vermöge welchen niemand, als nur Adelige mit vier Ahnen in Domstifte aufgenommen, und sodann zu Bischöfen und Reichsfürsten befähigt und gewählt werden konnten, so daß Bisthümer und Domherrenstellen nunmehr als Stiftungen, welche zum Vortheile des höhern Adels errichtet, und den Söhnen derselben zur Versorgung dienen sollten, angesehen wurden. Zu gleicher Zeit wurden verschiedene Ritterorden mit den nämlichen Einschränkungen errichtet, so daß endlich die Absonderung der höchsten und hohen von den Geringern Freien ihre gänzliche Vollendung erhalten, und die neue Erfindung des Ahnen- oder Geburtsadels gesetzmäßig eingeführt, sohin dieser bis diesen Tag ein besonderer abgesonderter Stand geblieben ist.

Der höchste Adel bekam noch durch die Festsetzung der bereits von jeher ausgeübten, höchsten Reichswürden einen besondern Glanz. So gieng endlich das Recht, einen Kaiser zu wählen, auf sieben große Fürsten, welche bei der Wahl des Richards von Kornwall 1257 genannt werden, über. Diese waren die drei rheinischen Erzbischöfe zu Mainz, Cöln und Trier, dann vier weltliche Kurfürsten, nämlich der König von Böhmen als Erzschenk,

der Herzog von Bayern (welcher damals auch bereits die Würde eines Pfalzgrafen am Rhein besaß) als Erztruchseß, der Herzog aus Sachsen als Erzmarschall, und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer.

So wie sich nun durch diese sämmtlichen Ereignisse sehr zahlreiche neue Höfe bildeten, nahm auch die Bildung des gesellschaftlichen Lebens einen höhern Schwung. Die Deutschen hatten an den orientalischen Höfen, welche sie auf ihren Kreuzzügen besuchten, eine Pracht und Herrlichkeit, von welcher sie bis dahin nichts ahneten, kennen gelernt; sie hatten in Italien, und zumal in Griechenland, einigen Geschmack für Künste und Wissenschaften, und einiges Gefühl für den Ruhm erhalten, geschickte Leute, die sich in der Kunst oder Gelehrsamkeit hervor thaten, an ihre Höfe zu ziehen. Die Baukunst erwarb sich zumal unter den Künsten eine besondere Achtung, und die Domkirchen, welche in diesem Zeitalter erbaut wurden, sind Zeugen, wo nicht vom besten Geschmack, doch von einem besondern Streben nach Würde und Größe. Diese bildenden Beschäftigungen sowohl, als der Umgang mit Fremden auf ihren Reisen, wo sie Gelegenheit hatten, ihre eigenen Sitten mit dem edleren Betragen anderer Nationen oder Familien von Stand und Erziehung zu ver-

gleichen, hatten auf ihre Gemüths- und Lebensart den wohlthätigsten Einfluß. Sie verloren allmählig das Steife, Rauhe und Plumpe in ihrem Betragen, und wurden entgegen mit den anmuthigen Tugenden der Geselligkeit, des Wohlstandes und sanfterer Freuden und Gefühle bekannt. Da die höchste Ehre in dem wohlgegründeten Ruhme eines Ritters, das Hauptwesen eines Ritters aber in der Pflicht, gerecht, brav und tapfer zu seyn, bestand; so suchten die edelsten derselben jede mögliche Gelegenheit sich als Männer von Muth und Ehre zu zeigen, und in dieser Absicht nahmen sie unterdrückte Waisen, Wittwen, und überhaupt das Frauenzimmer, wenn es von der Gewaltthätigkeit des damaligen Faustrechts zu leiden hatte, in ihren Schutz. Nie wurde auch den Frauenzimmern von Stand und Erziehung mit größerer Achtung, Liebe und Ehrfurcht, als in diesem, von einer besondern Galanterie begeisterten Zeitalter begegnet. Man betrachtete und behandelte sie (wenigstens im Aeussern) wie Ideale von höchstbeglückender Huld und Liebenswürdigkeit, und sie hatten es, wenn sie beleidigt worden waren, in ihrer Gewalt, einen Ritter außerordentlich zu kränken, oder ihn, wenn er eines Vorzugs würdig war, außerordentlich zu beglücken. Sie durften bei Turnieren, welche gleichsam die schärfeste Probe

von der guten Lebensart eines Ritters waren, nur den Schild desjenigen, von dem sie beleidigt worden waren, berühren, um ihn (denn er durfte in dem Falle nicht mehr mitkämpfen) zur Verzweiflung zu bringen. Erschien entgegen ein Ritter auf dieser Bahn der Ehre als ein unbescholtener Mann, und legte er ausgezeichnete Proben von Stärke, Muth und Geschicklichkeit ab, so glich dann auch nichts seinem Glück, wenn er in der Gegenwart des zahlreichsten Adels von Fürsten, Grafen und Herren unter dem Zurufe von tausend und tausend Stimmen, nach dem Urtheile der erkiesenen Edlen und Kampfrichter, aus der Hand der Königinn des Turniers den Preis des Sieges zum Andenken seiner Tapferkeit erhielt. Die Gastmahle und öffentlichen Freudenfeste, welche darauf erfolgten, wobei die Adeligen aus verschiedenen Ländern sich zu sehen bekamen, trugen ferner nicht wenig bei, die Sitten zu verfeinern, und das Leben auf alle Weise zu verschönern. Man errichtete zu dem Ende an allen deutschen Höfen Gesellschaften und Orden, welche die Absicht hatten, den Adel zur bestimmten Zeit zu versammeln, und Freude und Munterkeit, und die Würze des menschlichen Lebens, die Geselligkeit, zu verbreiten. Man fieng auch (wie überall, ehe man zu denken anfängt) zu

dichten, und Gedichte zu lieben an. Die Minnesänger, deren Lieder meistens zärtlichen und hochtraurigen Inhaltes waren, standen in allgemeiner Achtung, und selbst die größten Fürsten bestrebten sich, ein Gedicht oder Lied, das in guten Gesellschaften Beifall erhalten könnte, zu dichten. Dieses berühmte und unvergeßliche Zeitalter, dessen eigentliche Blüthe in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert fällt, war das Zeitalter der hohenstauffischen Kaiser, deren hocherhabenes Geschlecht gleichsam in der Mitte dieser wonnigen Tage, und in der Mitte seines eigenen Glanzes ein höchst trauriges Ende nahm.

Der letzte hohenstauffische Kaiser, Conrad IV., starb im Jahre 1254 in der vollen Kraft seiner männlichen Jahre, da er eben seine Rechte an Neapel und Sicilien wieder befestiget sah, welche Königreiche er von seinen Voraltern ererbt, der römische Hof entgegen als verwirkt erklärt, und dem Karl von Anjou (Grafen von Provence, und Bruder König Ludwigs des Heiligen, von Frankreich) zugetheilt hatte. Konrad IV. hinterließ einen zweijährigen Sohn Konradin, mit welchem sich dessen Mutter Elisabeth zu einem ihrer Brüder, Heinrich (regierenden Herzog zu Bayern-Landshut) begab. Hier wurde dieser unglückliche Prinz, welchem sein Vater von dem

rechtmäßigen und weitläufigen Erbe der schönsten Staaten beinahe wenig mehr, als den Muth, sie zu erobern, hinterlassen konnte, erzogen. Die ihm zugehörigen Herzogthümer Franken, Schwaben und Elsaß waren beinahe soviel, als dahin; seiner Erb- und Familiengüter waren nur noch wenige, und die Königreiche Neapel und Sicilien waren in fremden Händen. In diesen letztern war indessen der für ihn günstige Umstand eingetreten, daß sich Karl von Anjou bei den Einwohnern dergestalt verhaßt gemacht hatte, daß sie mehr als einmal Abgeordnete an Konradin schickten, ihn durch dieselben ihres ganzen Beistandes versichern, und dabei ersuchen ließen, die Krone anzunehmen, die ihm gebührte. So viel brauchte es kaum bei diesem feuerigen und unternehmenden Prinzen, der noch keine Gefahr, keinen Wechsel des Glückes, und nur sein wohlgegründetes Recht sah. Was auch Herzog Heinrich ihm vorstellte, wie seine Mutter Elisabeth (die sich im Jahre 1250 zum zweitenmale an Mainhard III., Grafen von Tyrol verheirathet hatte) ihn anflehte, sich ja nicht ins Unermeßliche zu wagen; er hörte ihre wohlgemeinten Rathschläge mit Dank an; aber er befand sich von nun an im Schooße der Ruhe und Sicherheit höchst elend, und konnte nicht Folge leisten.

Er war sechzehn Jahre alt, als er mit tausend Reitern, und einigen Tausend zu Fuß durch Trient nach Verona rückte, und daselbst einige Zeit stehen blieb, um seine Maßregeln zu ordnen. Hier nahmen von ihm sein Stiefvater, der Graf von Tyrol, und Kurfürst Ludwig der Strenge, von Bayernpfalz (Bruder des Herzogs Heinrich) den zärtlichsten Abschied, und nun blieb, nebst noch einem Paar Adeligen, der junge Prinz Friedrich von Baden, der von seiner Mutter, einer Tochter des letzten österreichischen Herzogs Friedrichs des Streitbaren, Ansprüche auf Oesterreich hatte) sein einziger und treuester Gefährte. Konradin setzte seinen Marsch nach Viterbo fort, wo Pabst Clemens IV. bereits ihm eine Bulle entgegen geschickt, und darin ihm und allen Menschen verboten hatte, weiter zu gehen. Als dieser Pabst die erste Nachricht von der Ankunft des jungen Helden erhielt, sagte er: „Sie führen ihn dahin, wie man zur Schlachtbank ein Lamm führt. Konradin rückte fort, und wo er hinkam, strömte ihm das Volk unter Glück- und Segenrufen entgegen, und zumal empfiengen und ehrten ihn die Römer mit aller nur ersinnlichen Pracht. Schon glaubte Konradin, daß ihm nichts weiter übrig sey, als seine Erbkönigreiche, wo alles die offenen Arme gegen ihn

ausstreckte, in Besitz zu nehmen, und den Karl von Anjou zu entwaffnen. Dieser war ihm entgegen gerückt, und den 23. August des Jahres 1768 kam es bei Palenza zu einem Treffen, das Konradin im Voraus für entschieden hielt. Er war seinem Gegner an Zahl der Mannschaft weit überlegen, und sah sich dabei von den tapfersten und geübtesten Truppen unterstützt. Auch blieb die Schlacht nicht lange zweifelhaft. Die Feinde flohen, und Konradins Truppen hielten die Sache für entschieden. Sie waren mit der Plünderung des Lagers, das der Feind im Stiche gelassen hatte, beschäftigt, als dieser plötzlich und gänzlich unerwartet aus einem Hinterhalt auf die zerstreuten Truppen hervorbrach. Alles gieng verloren. Beinahe das ganze Heer Konradins wurde aufgerieben, und er selbst, nachdem er mit dem Prinzen Friedrich einige Tage unter einer Hirtenkleidung verborgen im Gebirge herumgeirrt war, wurde entdeckt, und dem Karl von Anjou überliefert.

Karl ließ ihn alsogleich nach Neapel bringen. Niemand schien in Deutschland zu ahnen, daß man den jungen Prinzen auf die Art, wie nachher geschah, behandeln würde, und seine Mutter Elisabeth sammelte die nöthigen Summen, in der Absicht, sich persönlich nach Neapel zu begeben, und ihren Kon-

radin loszukaufen. Hier war des Prinzen Schicksal bald entschieden. Karl von Anjou fällte das Urtheil nicht, trug aber die Sache solchen Rechtsgelehrten auf, von deren größtem Theil er im Voraus versichert war, wie sie es fällen würden. Man legte zum Grund, daß Konradin an Karl von Anjou einen rechtmäßigen König vom Throne habe stürzen wollen, und sprach über ihn, und über den Prinzen Friedrich, und noch einige seiner Freunde, das Todesurtheil. Dem zu Folge wurden sie den 29. October 1268 nach einem Trauergerüst, das auf dem öffentlichen Platze zu Neapel erbaut, und mit carmesinrothem Sammet überzogen war, geführt, um welches eine unbeschreibliche Menge Volkes in stiller Bangigkeit herumstand, und seufzte. Selbst die Franzosen, deren Geburt und Stand über den verworfenen Haufen unwissender und dummer Seelen erhoben war, konnten nicht ohne Rührung und Thränen dieser Scene beiwohnen, und schalten den Karl laut einen feigen Tyrannen, der ein Vergnügen daran fände, zwei berühmte Geschlechter in ihren Sprossen zu vertilgen. Konradin verwies dem Richter, der ihm das Urtheil vorlas, daß er sich unterstehe, einen König zu verdammen. Er erklärte noch einmal vor dem versammelten Volk seine Unschuld, und nahm den ewigen Richter im

Himmel zum Zeugen, daß er berechtigt gewesen sey, die von seinen Aeltern ererbten Königreiche in Besitz zu nehmen. Er erklärte hierauf den Peter von Arragonien als den Mann, der bei der Nachwelt seine Unschuld verfechten sollte, und warf, wie man sagt, zum Zeichen dessen seinen Handschuh von der Bühne. Nichts beunruhigte ihn in den letzten Augenblicken mehr, als das Andenken seiner, ihn so zärtlich liebenden, Mutter. „Ach, wie vielen Kummer, sagte er, indem er sich auskleidete, wie vielen Kummer wird die Nachricht von meinem Tode ihr verursachen!" Dem Prinzen Friedrich wurde der Kopf zuerst abgeschlagen, und dieß war ein neuer Schmerz für Konradin; er benetzte das Haupt desselben mit Thränen, und küßte es, indem er das harte Schicksal seines Freundes, der sich aus Freundschaft für ihn dieses Unglück zuzog, beklagte. —

Während dieß vorgieng, kam Elisabeth in Italien an. Sie hatte die Geldsummen, welche zur Lösung ihres einzigen Sohnes (und des einzigen aus dem berühmten Kaisergeschlecht übrigen Sprossen) erforderlich seyn konnten, gesammelt, und eilte sehnsuchtsvoll, ihn aus dem Ungemach eines harten Arrestes zu befreien. Ach, sie las in den Blicken, und erklärte sich in dem Stillschweigen derer, die

ihr entgegen kamen, daß ihr Sohn nicht mehr lebe. Dennoch eilte sie nach Neapel, um wenigstens seine Asche in ihre Arme zu schließen. Die Ausrüstung des Schiffes, womit sie in den Hafen einsegelte, verkündigte ihren Schmerzen, der ohne Grenzen war. Sie flehte den Franzosen Karl (und selbst der Erzbischof von Neapel vereinigte seine Bitten mit ihr) um die einzige Gnade an, ihrem Sohne ein Grabmal von Marmor an der Stelle errichten zu dürfen, wo der Unglückliche litt. Der Franzose schlug es ihr ab. Ein schmuckloser weißer Stein, der noch jetzt auf dem Platze von Neapel steht, bezeichnet den Ort, und nicht weit davon steht eine Kapelle, die man für des Unglücklichen Ruheplatz hält.

Auch die deutschen Bürger machten sich frei; wurden unmittelbare Stände des Reichs, und stifteten die große Hansee 1247.

Mit Konradin erloschen auch dessen Erbherzogthümer Schwaben, Franken und Elsaß. Nicht nur die größten fürstlichen und bischöf-

Bayerische Staatsbibliothek München

lichen Stände, sondern auch die Vorsteher der Klöster, Ritter, und sogar Bürger der Städte erklärten sich für unabhängig und reichsfrei, und niemand war groß genug, sie daran zu stören; daher in diesen drei Ländern die Anzahl der Reichsstädte und Reichsprälaturen außerordentlich beträchtlich wurde, und das System der unmittelbaren Reichsritterschaft am Rhein, in Schwaben und Franken entstand.

Während sich aber überhaupt im ganzen Deutschland die großen Herzoge, Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Freien in die Wette bemühten, auf dem Throne von Deutschland, nachdem derselbe von der Uebermacht der Kaiser erledigt war, die Freiheit und Gesetze immer mehr zu befestigen, trat allmählig in der Mitte der deutschen Länder eine neue Macht hervor, von welcher es das Ansehen gewann, als sollte der Kaiser nebst allen Fürsten und Herren Deutschlands vor ihrem Ansehen sich beugen müssen. Es waren die Bürger deutscher Städte, deren Geschichte überaus rühmlich für Deutschland, und ungleich wichtiger, als alle Geschichten der Fürsten und Herren ist.

Wir haben oben gehört, wie sich hauptsächlich durch eine weise Veranstaltung des deutschen Königs Heinrich I., jeder neunte

freie Mann in eine Gesellschaft vereinigte, und entweder einen bis dahin ganz leeren, oder schon etwas bevölkerten Ort, der nunmehr mit einer Mauer umgeben, und eine Stadt genannt wurde, bezog. Jeder dieser freien Männer oder Edelleute brachte seine Angehörigen und leibeigenen Knechte, so wie er sich von denselben auf dem Lande hatte bedienen lassen mit sich. Diese Knechte besaßen kein Eigenthum, und gewannen auch alles, was sie durch ihre Arbeiten eroberten, nur ihren Herren, die ihnen dafür den nöthigen Lebensunterhalt reichen ließen. Sie hatten für ihre Herren, so lange diese auf dem Lande lebten, nicht nur den Feldbau, sondern auch alle jene Handthierungen, welche zur täglichen Nothdurft gehören, als der Schuster, Becker, Metzger u. dgl. getrieben. Da sich bei dem neuen Stadtleben in Rücksicht der handthierenden Knechte verschiedene neue Umstände und Verhältnisse ergaben; so geschah es häufig, daß die Hausväter ihren Knechten (entweder frei, oder anfänglich gegen eine jährliche Abgabe) die Befugniß, das Handwerk, dessen sie kundig waren, für sich zu treiben, überließen. Dieser war gewissermaßen der erste Anlaß, wodurch den Handwerks- und Gewerbsleuten ein besonderer Geist von Betriebsamkeit eingeflößt wurde. Die handthierenden Knechte wur-

den sogleich kühner und unternehmender; sie errichteten frühzeitig gewisse Ordnungen unter sich, und theilten sich in Zünfte. Die Mitglieder solcher Zünfte wählten unter sich Vormänner (Zunftmeister, Führer), welche die Obliegenheit hatten, das Beste ihrer Zunft vorzüglich zu besorgen. Dieß alles geschah mit der Einwilligung der edlen Hausväter, deren Knechte die Handwerker darum noch immer blieben; allein diesen wurde das Gefühl der Knechtschaft nun schon drückender, und bald darauf unerträglich. Manche hatten sich durch ihre Industrie in einen vorzüglichen Wohlstand versetzt, und ein Gefühl von Ehrliebe empfinden gelernt, mit welchem sich der Druck und Schimpf der Knechtschaft um so weniger vertrug, als ihnen ihre Herren, und zumal deren wilde, unbändige Söhne gar häufig auf die gröbste und unanständigste Weise zu verstehen gaben, daß sie noch Knechte seyen. Dieß brachte sie vollends zur Verzweiflung, so, daß sie in vielen Städten in der Stille sich mit Waffen versahen, um sich derselben, wenn die Sache mit ihnen aufs Aeusserste kommen, und dann eine günstige Aussicht zur Freiheit sich ihnen öffnen sollte, bedienen zu können. Als nun Kaiser Heinrich IV. allenthalben vom Geiste der Empörung umgeben, und in die Gefahr gerathen war, seine Krone

zu verlieren, erboten sich die Handwerker der Städte Worms und Köln, für ihn die Waffen zu ergreifen. Auch nahm der Kaiser ihren Beistand an, zum Schrecken und Erstaunen des Adels, der auf diese Rüstungen ganz unvorbereitet, und bis dahin allein berechtigt gewesen war, Waffen zu führen. Jenem ersten Beispiele folgten sogleich andere (vorzüglich am Rhein gelegene) Städte, welche die Kaiser als Leib- und Kammergüter sich vorbehielten, bald nach, und der Sohn und Nachfolger Kaiser Heinrichs IV. fand für sich ihren Beistand, und sohin ihre Bevölkerung und Aufnahme, so zuträglich, daß er durch einen Machtspruch allen Handwerks- und Gewerbsleuten den Stand und Rang freier Leute ertheilt, und sie berechtigt hat, sich diesen anzuschließen, und gleiche Rechte zu behaupten. Die ältern Freien widersetzten sich zwar heftig, aber vergeblich; sie zogen sich zwar in eine in etwas besondere Klasse von Bürgern zurück, und blieben unter dem Namen der Patricier einigermaßen noch kennbar, mußten aber die bürgerlichen Aemter und Rathsstellen mit den nunmehr ebenfalls freien Handelsleuten, und geschickten Handwerkern theilen. Diese Gemeinheit von Vorzug und Ehre belohnte sich in Bälde selbst mit neuem Zuwachs von Kraft und Wohlstand. Die Bürger boten nunmehr

dem auf den Landgütern sitzenden, mächtigen, und alle Gesetze verachtenden Adel die Spitze, und nahmen jedermann, der zu ihnen seine Zuflucht, und das sogenannte Bürgerrecht nahm, in ihren Schutz; sie waren nunmehr die beste Schutzwehr der Kaiser, welche, gleichwie sie durch ihre Wohlhabenheit einen neuen Glanz erhielten, nichts unterließen, die Aufnahme derselben bestmöglichst zu befördern. Dazu war nun der Handel das zweckmäßigste Mittel. Dieser war vorzüglich seit den Zeiten, da die Römerzüge und italienischen Feldzüge der Kaiser, und dann die Kreuzzüge üblich, und die Deutschen mit den schönern, geschmackvollen, und zum Theil üppigen Waaren der Italiener und Asiaten bekannt geworden, sehr in Flor gekommen, und die deutschen Kaufleute führten nicht nur fremde Waaren nach Deutschland, sondern handelten mit diesen, und eigenen deutschen Produkten in die benachbarten Staaten, wo man mit der Kunst und dem Vortheil des Waarenverkehrs noch wenig bekannt war. Die Kaiser, welche nunmehr mit den Städten die nämliche Absicht, wie ehemals mit den vornehmen Geistlichen, hatten, begünstigten, wie einst bei diesen, die Macht der Städte, und erfuhren am Ende den nämlichen Erfolg. Die Städte sahen bald nicht ohne Eifersucht auf die Herzoge, Für-

sten und andere Stände, welche frei waren, hin, und trachteten bald nicht mehr heimlich nach Freiheit. Sie benutzten dazu den Zeitpunkt, da nach dem Hintritte des K. Friedrichs II. 1250 bis zur Wahl Rudolphs von Habsburg 1273 einige Reichszwistigkeiten und Irrungen (deren Anhalten irrig das Zwischenreich genannt wird) entstanden sind, und erklärten sich in großer Anzahl bei dieser vortheilhaften Gelegenheit, daß sie von nun an nicht mehr kaiserliche Städte, noch den Kaisern zinsbar, sondern freie Städte und unmittelbare Stände des Reichs, wie dieß die Kurfürsten, Herzoge, Bischöfe und die andern Stände wären, seyn wollten. Gleichwie schon damals ihr Ansehen zu groß war, als daß sich die Fürsten hätten sollen einfallen lassen, sie daran zu hindern, so setzten sie auch wirklich bald darauf, nämlich nach dem Hintritte des Kaisers Richard 1271, ihren Plan vollends durch, und es kamen damals vier Klassen von unmittelbaren Ständen des Reichs, als der Kurfürsten, der Fürsten, der Städte, des Reichsadels zum Vorschein. Nunmehr verbesserten und veredelten die Bürger der Städte ihre Zünfte und Innungen, und vervollkommneten ihren Handel auf die vortheilhafteste Weise. Schon im dreizehnten Jahrhundert zählte man am Rhein drei große Stapelstädte, Speier, Mainz und

Köln, und die Einwohner dieser letztern Stadt waren die ersten Deutschen, welche mit England Handlungsverbindungen errichtet, schon im zwölften Jahrhundert starke Flotten nach der Ostsee geschickt, und sich in ein solches Ansehen gesetzt haben, daß sich fast alle rheinische, niederländische und westphälische Städte des kölnischen Gewichtes und Maßes bedienten. Auch die niederdeutschen Städte, als Bremen, Münster, Hamburg, Lübeck, u. a. wurden durch den Verkehr mit den nordischen Staaten außerordentlich blühend, und die Ausfuhr, welche mit Waid (der vorzüglich in Thüringen blühte) mit Torf, Bier, Hopfen, Holz, Brettern, Pech, Theer, Potasche, Getreid, Wein, Meth, Schweinfleisch, Speck, Butter, Fett, Schmeer, Häringen, Wolle, Garn, Tüchern, Leinwand, Barchend, Zwilch, Töpfen u. a. m. geschah, war unbeschreiblich. Aber so aufblühend dieser Handel war, so groß waren die Hindernisse, welche demselben selbst in Deutschland gelegt wurden. So oft die Schiffe und Lastwägen in das Gebiet unmittelbarer Reichsstände kamen, welches zumal am Rhein alle Augenblicke geschah, so oft mußten neue Abgaben entrichtet werden, und der Zölle, Mauthen, Weggelder, Brückengelder und anderer Abgaben war kein Ende. Dabei wurden die Kaufleute gar oft von der her=

umschweifenden Ritterschaft ausgeraubt, oder von derselben, wenn sie Waaren ausnahmen, nicht bezahlt. Um wenigstens vor den Räubern sicher zu seyn, nahmen die Kaufleute zuerst zu den Fürsten, durch deren Gebiet sie zogen, ihre Zuflucht, und baten sich um ihre Bezahlung ein sicheres Geleit aus; allein da die Unbequemlichkeiten größer als vorher wurden, fielen sie darauf, sich das Geleit selbst zu geben, und im Jahre 1241 schlossen die Städte Hamburg und Lübeck zu ihrer eigenen Beschützung ein förmliches Bündniß, vermöge welchem sie auf gemeinschaftliche Kösten einige Kriegsschiffe ausrüsteten, um die Straße zwischen der Trave und Elbe zu sichern, und aus den Gewässern von Hamburg bis in die Nordsee die Seeräuber zu entfernen. Diese Verbindung wurde unter dem Namen der deutschen Hansee (wiewohl dieser Name, der eine Handlungsverbindung anzeigt, schon früher bekannt war) vorzüglich berühmt. Dem Beispiel, das jene zwei Städte gaben, folgte 1247 Braunschweig nebst andern Städten, so, daß endlich 64, und wenn man die zugewandten, welche ebenfalls das Ihrige beitrugen, zählt, über 80 Städte zum großen Bund der Hansee getreten sind. Sie waren ein wahrer Staats- und Kriegsbund; sie theilten sich überhaupt in vier Klassen, bei welchen die Städte Lü-

beck, Köln, Braunschweig, und Danzig den Vorzug hatten. Sie hatten überall gewisse Marktstädte, und gewisse Tage festgesetzt, ausser welchen keine Handlung getrieben werden durfte; sie hatten für England in London, für Norwegen zu Bergen, für Rußland zu Novogrod ihre deutschen Waarenlager, und für Niederland, Spanien, Italien, Portugal, Polen und Norddeutschland zu Antwerpen ihre Messen oder Märkte. Auf alle diese Nationen behaupteten sie das Alleinrecht der deutschen Handlung wider alle andere Nationen. Sie nöthigten den König Philipp IV. von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, und eroberten mit einer Flotte von hundert Schiffen Lissabon, um diesen großen Handelsplatz auf alle Fälle benutzen zu können. Sie nöthigten die Engländer, von ihnen den Frieden mit einer großen Summe Geldes zu erkaufen, boten Dänemark feil, halfen Liefland erobern, und gaben mit ihrem Uebergewicht allenthalben den Ausschlag; sie versendeten die Produkte des deutschen Fleißes nach allen Ländern, und beherrschten durch ihre Geschicklichkeit Europa und die Welt.

Dieß thaten die Bürger und Kaufleute deutscher Städte, und ihnen gebührt in allem Betracht das erste und größte Verdienst um

die deutsche Kultur. Was von Fürsten und dem Adel von Anbeginn geschah, diente vielmehr dazu, eine allgemeine Rohheit und Verwilderung zu verbreiten, und wenn man die Anstalten Karls des Großen ausnimmt, so ist die Geschichte so vieler Jahrhunderte ein niederschlagendes Gemälde von Zügellosigkeit, von plumpem Trotz auf bloß körperliche Stärke, von unsinnigen Gewaltthätigen, mit welchen keine wahre Veredlung des Menschen bestehen kann. Als aber die Städte blühender, und deren Bewohner freie Leute geworden sind, dachten diese im Ernst auf die Bezähmung des herrschenden Fehdegeistes, und auf Anbau und Verschönerung des Lebens. Man lernte allmählig jene vernünftige Ordnungsliebe kennen, welche die Billigkeit und Nothwendigkeit weiser Gesetze erkennt, und sich ihnen willig unterwirft. Die Städte erhielten und lieferten die ersten Muster und Beispiele einer geordneten Polizei; ihre Verfassungen enthielten überall das sichtbare Gepräge uraltdeutscher, herzlicheinfacher und strenger Sitten, und sie erhielten sich darin bis in die spätesten Zeiten. Sie erweckten und nährten den Fleiß aller Arten, und die musterhaften Arbeiten der deutschen Geschicklichkeit und des deutschen Fleißes standen durch viele Jahrhunderte hindurch, vorzüglich aber im 14ten, 15ten und 16ten

Jahrhundert, in der allgemeinsten Achtung, und es gab nicht nur bei den sogenannten Handthierungen vortreffliche Männer (wie man an den Arbeiten dieses Zeitalters den Fleiß sowohl, als die männliche Pracht und innere Güte nicht genug bewundern kann) sondern es gab auch bei den geistigen Künsten der Malerei, der Bildhauer- und Baukunst die vortrefflichsten Männer.

Diese Hansee (dieß Meisterstück einer eben so kühnen als sinnreichen Erfindung, dergleichen keine andere Nation sich rühmen kann) ist nicht mehr. Da sie sich in die Handlungen, in die Kriege und Friedensschlüsse der Landesherren mischte, und, wenn sie freie Hand haben wollte, sich nothwendig darein mischen mußte, so wurde sie diesen bald verdächtig. Die Fürsten giengen derselben, oder vielmehr ihrer kriegerischen Macht, wo sie konnten, entgegen. Dieß war aber lange nicht der tödtlichste Stoß, den ihr in der Folge verschiedene neue Ereignisse und Umstände versetzten; denn da das Ansehen der Gesetze immer mehr Eingang fand, und mit der Einschränkung des Faustrechts die Unsicherheit der Reisen täglich mehr abnahm, so hätte die Hansee an und für sich bestehen können; allein England, Schweden, Dänemark, und andere Länder wollten den Deutschen nicht länger zinsbar

bleiben; ferner wurde im Jahre 1492 Amerika entdeckt, und der ganze Strom des Handels änderte nach und nach seinen Lauf. Gleichwohl dauerte eine mindere Art von Hansee noch eine geraume Zeit fort, bis endlich auf dem letzten Hanseetag im Jahre 1630 nur noch die Reichsstädte Lübeck, Hamburg und Bremen erschienen, welche noch jetzt einige Verbindung unter sich fortsetzen. Der große Geist der deutschen Kaufmannschaft verfiel großentheils in eine, wenig glänzende, Krämerei, welche noch überdieß die Klugheit der Landesherren von den freien Reichsstädten ab, und häufig in die thätigern Landstädte gezogen hat.

Noch (1790) zählt Deutschland einundfünfzig Städte, welche unmittelbare Stände des Reiches sind. Und so lange das Reich und dessen freie Verfassung dauert, (wie dann allen Monarchen und Staaten von Europa daran gelegen ist) so lange werden diese Städte dauern, und freie Stände, freie Staaten verbleiben. Wohlthätige Erfahrungen, und vorübergehende schmerzliche Gefühle der täglich mehr abwandernden Wohlhabenheit wird sie zuversichtlich aus ihrem politischen und zum Theil moralischen Schlummer zum Nachdenken reitzen und aufwecken; dieß wird sie bald lehren, statt eines althergebrachten Prunkes, der

sich für Männer unserer Zeiten nicht mehr schickt, und statt der bemitleidenswürdigen Anmaßungen auf leere Adelsstufen unter sich selbst, vielmehr den thätigen Scharfsinn, und die altdeutschen Tugenden ihrer Väter, worunter die Eintracht und Geselligkeit voran stehen, hervorzusuchen, und sich im Reiche der Wissenschaft und der Kunst, und des gewinnenden Handwerks neuerdings um ein bedeutendes Ansehen in Deutschland zu bewerben.

1439 — 1462.

Die Erfindung und Eröffnung der Buchdruckerkunst.

Zu gleicher Zeit, da die Vervollkommnung des gesellschaftlichen Lebens so herrliche Fortschritte gewann, da die Sitten immer milder, und der Geschmack am Nachdenken immer allgemeiner geworden, kam in Deutschland eine Erfindung zu Stand, welche alles, was bis dahin zur Beförderung guter Kenntnisse erdacht worden ist, bei weitem übertraf.

Durch diese Kunst konnten die Gedanken der Menschen in den schnellsten Umlauf gesetzt, die schönsten Triebfedern menschlicher Fähigkeiten erweckt, und alle Arten guter Gefühle ermuntert werden. Dieß ist die Buchdruckerkunst, deren Entstehen durch fleißige und geschickte Forscher nun ziemlich berichtigt ist.

Wir haben nämlich diese Kunst der Erfindung des Kartenspiels zu danken. Mit den Karten haben sich zwei Klassen von Künstlern beschäftiget, die Formschneider und die Briefmaler. Jene schnitten die Formen oder Bilder in Holz, deren Figuren man nachmals auf die Karten druckte. Die Brief- oder Kartenmaler beleuchteten die abgedruckten Figuren mit Farben. Die Formschneider schnitten aber nicht bloß Figuren, nämlich Könige, Ritter, berühmte Frauenzimmer u. dgl. sondern auch die Namen derselben, welche dann ebenfalls mit den Figuren abgedruckt wurden. Man verfiel auch darauf, sich dieser Kunst zu andächtigen Zwecken zu bedienen, und ließ einzelne oder mehrere Figuren, welche eine Geschichte aus der Bibel, oder aus dem Leben eines Heiligen vorstellten, mit den dazu gehörigen Namen, oder mit einzelnen Sprüchen abdrucken. Man hält dafür, daß die Gedanken zu solchen Bildhauerfiguren gewöhnlich von den Fenstergemählden, womit man da-

mals die Fenster in allen Kirchen und Klöstern ausschmückte, genommen wurden. Nachdem man nun eine Zeit lang erst einzelne Namen und Wörter, dann kurze Sprüche und Verse, vermittelst hölzerner Formen gedruckt hatte, so begriff man endlich, daß diese Formen ein Mittel werden könnten, auf eine geschwindere und leichtere Art, als durch Abschreiben, eine Menge Kopien von einem Buch zu machen; aber die ersten Versuche waren von zwei großen Unvollkommenheiten begleitet. Von jedem Buche mußte jede Seite in eine eigene Form geschnitten werden, weil man noch nicht darauf verfiel, daß, wenn man eine Menge einzelner Buchstaben ausgeschnitten hätte, solche nach dem jedesmaligen Bedürfniß sich unendliche Male zusammensetzen, und wieder auseinander nehmen ließen. Man druckte also zuerst mit feststehenden Buchstaben. Man druckte auch nur auf einer Seite eines jeden Blattes, weil man die Presse noch nicht erfunden hatte. Verschiedene, als Lorenz Küster zu Harlem, und Johann Gänsefleisch zu Mainz, scheinen zur Hebung jener Mängel Versuche gewagt zu haben; aber der Mann, der jene zwei Unvollkommenheiten zuverlässig zuerst verbessert, und durch diese Verbesserungen den Namen des wahren Erfinders der Buchdruckerkunst verdient hat, war Johann

von Guttenberg von Mainz. Schon im Jahre 1439 findet man ihn zu Straßburg mit Anlegung einer Druckerei, wozu eine Presse und bewegliche Buchstaben kommen sollten, beschäftigt, und bis jetzt ist wenigstens kein historisches Zeugniß zum Vorschein gekommen, daß sonst jemand auf die Ehre dieser großen Erfindung früher Anspruch machen könnte. Sonderbar sind dabei einige Umstände, wie dieselben zum Vorschein gekommen, und der Welt mitgetheilt worden sind. Guttenberg war ein armer Mann, und hatte durch die vielen Versuche seine geringe Baarschaft bald erschöpft. Wie er aber seiner Erfindung gewiß war, reiste er im Jahr 1450 nach Mainz, in welcher Stadt er einen wohlhabenden Goldschmid, Johann Faust, kannte. Diesem theilte er das Geheimniß seiner Erfindung mit, und indem er ihm die Vortheile, die sich daraus würden schöpfen lassen, vorstellte, brachte er denselben bald dahin, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Johann Faust schoß achthundert Gulden vor, wobei ihm aber Guttenberg im Voraus seine Werkzeuge verpfänden mußte. Faust hatte einen Mann bei sich, der sich bisher mit Bücherabschreiben genährt hatte. Er war von Germersheim gebürtig, und hieß Peter Schöffer. Auch dieser wurde zur Gesellschaft gezogen, und er scheint durch seine Ge-

schicklichkeit gute Dienste geleistet zu haben, weil der Goldschmid ihn gar sehr lieb gewonnen, ihm auch, als einem künftigen reichen Manne, sogar seine Tochter zur Ehe gegeben hatte. Guttenberg war indessen in der Vervollkommnung seiner Kunst unermüdet fortgefahren, hatte aber vom Faust nach und nach über zweitausend Gulden entlehnt. Sobald nun die Summe so weit angewachsen war, klagte Faust diese seine Forderung gerichtlich ein, und Guttenberg, der ohne Nachsicht bezahlen mußte, wurde darüber beinahe zum Bettler. Der Kurfürst von Mainz, Adolph, Graf von Nassau, nahm sich zwar seiner an, und ertheilte ihm einigen Gehalt; allein Guttenbergs Muth ward durch jenen Fall ganz niedergedrückt, und er starb, ohne daß von ihm jemals ein Buch zum Drucke befördert worden ist, im Jahre 1468. Man liest über das Verfahren des Goldschmids verschiedene Urtheile, ohne die eigentliche Beschaffenheit desselben zuversichtlich bestimmen zu können.

Soviel ist gewiß, daß der Goldschmid Faust, und Schöffer ungesäumt anfiengen, von der Erfindung Gebrauch zu machen. Im Jahre 1457 legten sie der Welt die erste Probe ihrer neuen, damals einer Zauberei ähnlich scheinenden, Kunst vor Augen; sie gaben den bekannten Psalter heraus. Auf

dem letzten Blatt nannten sie sich, und sagten, daß das Buch von ihnen beiden ohne Federzug durch eine künstliche Erfindung zu Stand gebracht worden sey. Der nämlichen Worte bedienten sie sich bei einem andern Werk, das sie im Jahre 1459 herausgaben; sie sagten beidesmal, daß ihre Kunst neu erfunden, behaupteten aber dabei nicht, daß sie von ihnen erfunden worden sey.

Wenn dieß ein Zug von Ehrlichkeit war, so war das Gewerb, das sie mit der Kunst selbst trieben, ein desto unrühmlicheres Werk niedriger Eigennützigkeit. Es war darauf angelegt, daß die ganze Kunst ein Geheimniß bleiben sollte. Faust zwang zuerst allen, die in seiner Werkstätte arbeiteten, einen Eid ab, daß sie die Sache geheim halten wollten; bald aber war er damit noch nicht zufrieden, sondern nahm solche Maßregeln, daß seine Arbeiter nie wieder aus der Werkstatt kommen konnten, und der Himmel weiß, was das Ende davon gewesen, und ob diese edle Kunst nicht vollends wieder verloren gegangen seyn würde, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie ans Tageslicht gezogen und sie gerettet hätte. Der Kurfürst von Mainz, Dietrich, ein geborner Graf von Isenburg, fiel in die Ungnade des Pabstes, der es dann auch dahin zu bringen wußte, daß Dietrich entsetzt, und an dessen

Stelle der Graf Adolph von Nassau zum Erzbischof von Mainz ernannt wurde. Darüber entstand zwischen dem alten und neuen Erzbischof ein Krieg, und im Jahre 1462 den 27. Oktober in der Nacht gelang es diesem letztern, die Stadt Mainz durch einen Sturm in seine Gewalt zu bekommen. Die Gesellen entflohen, zerstreuten sich in Frankreich, Italien, und Deutschland, und legten in Venedig, Paris, Neapel, Rom, Florenz, Augsburg, Nürnberg, u. s. w. berühmte Druckereien an.

Die großen Unruhen legten sich allgemach. Man nahm die großen Anstalten zur Menschencultur wieder hervor, und stiftete die Universitäten.

1347 — 1550.

Wenn sich nun die Deutschen zur Zeit, da die Buchdruckerkunst erfunden worden ist, noch in derjenigen unbefangenen und kräftigen Rohheit von Begriffen, wie in den Tagen

Karls, des Großen, befunden, und nun die klassischen Werke der Alten in die Hände bekommen hätten, so hätte alles um so bälder und vortrefflicher vor sich gehen müssen, als nunmehr die Unruhen, welche aus der Uebermacht des päbstlichen sowohl, als des kaiserlichen Hofes entstanden sind, größtentheils wieder beigelegt waren. Was die Anmassung des päbstlichen Hofes bei den Kaiserwahlen betrifft: so hat endlich der ganz ins Ungereimte gefallene Mißbrauch derselben die deutsche Geduld ermüdet, und im Jahre 1338 den 15. Juli schlossen die Churfürsten (auf Veranlassung des großen, und höchst gekränkten Kaiser Ludwigs, von Bayern) zu Rensee den berühmten ersten Churverein, worauf sie die Erklärung, daß ein durch die Mehrheit der churfürstlichen Stimmen zum Kaiser gewählter Fürst schon eben darum rechtmäßiger Kaiser sey, aufstellten, welche der genannte Kaiser den 8. August darauf zu Frankfurt feierlich bestätigt, und zu einem ewigen Reichsgrundgesetz befestigt hat. So war auch sowohl die Macht eines zeitlichen Kaisers durch Austräge gemildert, als die Würden, Vorrechte und Verhältniße der Reichsstände unter sich näher bestimmt worden. Die Kaiser hatten theils aus Mangel an Geld, theils in der Betrachtung, oder Vermuthung, daß die kai-

serliche Würde in Zukunft stets von einem Geschlechte zum andern wandeln würde, nicht nur ihre Rechte über Italien nach und nach an die einzelnen reichen Städte und Staaten verkauft, wie dann Kaiser Karl IV. von Böhmen den kaiserlichen Gütern in Italien vollends ein Ende gemacht hat, sondern sie haben auch ihre, bis dahin von Pfalzgrafen verwalteten kaiserlichen Kammergüter, und andere Vorrechte größtentheils verschenkt, oder verkauft, so, daß Kaiser Ludwig von Bayern (und er, der erste) genöthigt war, jene Reisen, welche die ehemaligen Kaiser auf ihren Kammergütern durch Deutschland gemacht hatten, einzustellen, und in seinem Lande zu bleiben. Durch das vom Kaiser Karl IV., aus Böhmen, im Jahre 1356 mit Zuziehung der Reichsstände errichtete Reichsgesetz (vorzugsweise die goldene Bulle genannt) wurden zumal die Anstände der Churfürsten gehoben, die Zahl derselben auf sieben festgesetzt, und die auf der uralten Hauptnation und dem Lande Bayern ursprünglich haftende Churwürde der ältern Linie des Gesammthauses Bayernpfalz zuerkannt, welche vermöge einer zu Pavia 1329 geschloßnen nutznießlichen Theilung die Länder am Rhein nebst der mit höchsten Vorzügen begabten Würde, der Pfalzgrafschaft am Rhein, besessen hat. Im Jahre 1495

endlich kam das beste und wohlthätigste aller Reichsgesetze, der von den meisten Reichsständen längst gewünschte allgemeine Reichslandfriede, vermöge welchem das, seit den Karolingern vorhandene Faustrecht, gänzlich unterdrückt, und jede streitende Partei an ein Reichskammergericht angewiesen seyn soll, zu Stande. Und so kamen mehrere Anstalten, welche die Aufnahme des Nachdenkens, und sohin die trefflichste Erfindung der Buchdruckerkunst hätten begünstigen sollen, zum Vorschein; allein die Unwissenheit der damaligen Zeit war von einer ganz andern Art, als es jene zu den Zeiten Karls, des Großen, war. Damals hatte man fast gar keine, jetzt aber besaß man in den wichtigsten Dingen unzählige, nur leider ungesunde, und zum Theil sehr nachtheilige, Begriffe und Kenntnisse; damals verlegte man sich auf keine Wissenschaft; jetzt war man mit dem höchsten Eifer entflammt, aber nicht die Sache, sondern den Schatten der Sache, zu haschen. Wie nämlich die von Karl, dem Großen, errichteten Schulanstalten zerfielen, dachten Kaiser und Päbste aus guten Ursachen, und in der hauptsächlichen Absicht, durch zweckmäßige Lehren und Grundsätze ihr Ansehen zu befestigen, zum ersten wieder daran, Schulen zu begünstigen. Dieß waren aber nicht mehr jene Schulen,

welche Karl, der Große, bei allen Domkirchen, und Klöstern errichtet hatte. Die Domherren, (Canonici, Knighe) denen das Erwerben und Genießen frühzeitig lieber war, als das Arbeiten, gaben auch frühzeitig die Schulen auf; die Mönche erwarben sich zwar durch ihr fleißiges Abschreiben verschiedener nützlicher Werke vieles Verdienst, folgten aber, in Betreff der Schulen, dem Beispiele der Knighe fast allgemein, und bekümmerten sich anbei wenig darum, was die Kaiser und Päbste gerne ausgebreitet wissen wollten. Diese höchsten Häupter mußten sich demnach selbst um Leute umsehen, die das in der Welt ausbreiteten, was nach ihrem Sinne war. Sie ergriffen dazu dasjenige Mittel, welches allemal von der größten Wirkung, und ohne welches in diesem Fache nie etwas zu hoffen ist. Sie erwiesen nämlich ihren Gelehrten außerordentliche Ehren, und belohnten sie eben so großmüthig. Die Doktorwürde adelte; und wo ein Mann von gepriesener Gelehrsamkeit eintrat, wurde ihm überall der Vorzug gestattet. Es kam bald dahin, daß sich die feurigsten und unternehmendsten Köpfe auf die Wissenschaften, mit deren Besitz ein besonderer Vorzug verbunden war, legten, und einige wagten es sogar, als Lehrer damals noch unbekannter Wissenschaften, z. B. der Arzneikunst, welche zuerst zu Salerno und Mont-

pellier gelehrt ward, aufzutreten. Anfangs gab es hierin keine Ordnung, sondern jeder, der sich fähig fühlte, eine Wissenschaft zu lehren, kündigte an, daß er lehren wolle, und dann hieng es von seiner Beredsamkeit ab, welchen Fortgang seine Schule haben sollte. Einige setzten sich sogleich in eine solche Achtung, daß ihre Schüler weiter fort in andere Städte zogen, und gleichsam aus dem Munde ihres Lehrers alle Meinungen und Behauptungen desselben verbreiteten. Man nannte dieß, eine Schule stiften, und hielt es für den höchsten Grad des Ruhmes. Solche berühmte Lehrer brachten es aber bald dahin, daß ihnen ausschlußweise die Erlaubniß, zu lehren, ertheilt, und daß nunmehr geschlossene Gesellschaften von Lehrern, die man Universitäten genannt, und wo man in vier Fakultäten als a) in den sieben freien Künsten b) in der Theologie, c) den Rechten, d) der Arzneikunst Unterricht ertheilt hat, errichtet wurden. Solche berühmte Lehrer zogen auch durch ihren Ruf unglaublich viele Schüler an sich, wie dann z. B. zu Oxfort im Jahre 1340 dreißig tausend Studenten waren, welchen, wie überall geschah, die Regierung verschiedene Freiheiten ertheilt hat.

In Deutschland, wo zwar schon manche Schulen, als zu Cöln, zu Heidelberg ꝛc. vor-

handen waren, legte Kaiser Karl IV. zu Prag im Jahre 1347 die erste deutsche Universität nach dem Plane der Universität zu Paris an, welchem Beispiele bald nachher andere deutsche Fürsten gefolgt, und eine Menge Universitäten, als 1365 zu Wien, 1386 zu Heidelberg, 1388 zu Cöln, 1403 zu Würzburg, 1409 zu Leipzig, 1415 zu Rostock, 1426 zu Löwen, 1457 zu Greifswald, 1459 zu Basel, 1460 zu Freiburg, 1462 zu Ingolstadt, 1477 zu Tübingen, 1482 zu Mainz, 1502 zu Wittenberg, 1506 zu Frankfurt an der Oder ꝛc. angelegt worden sind.

Diese Anstalten waren zwar an sich sehr rühmlich und wohlgemeint, aber im Grunde nichts weniger, als zur Fortpflanzung aufklärender und nützlicher Kenntnisse geeignet.

Wie nämlich die Anstalten Karls, des Großen, verfielen, ward in den Schulen fast nichts mehr, als der christliche Unterricht, gelehrt. Die Theologie wurde, wo nicht beinahe als der einzig würdige, doch als der Gegenstand, dem alle wissenschaftlichen Dinge untergeordnet werden müßten, betrachtet. Die neuen Universitäten wurden im Grunde als hauptsächlich geistliche Stiftungen betrachtet, wie dann auch der päbstliche Hof zur Errichtung derselben jederzeit die Begnehmigung gegeben, und anfänglich sogar die Gegenstände, welche gelehrt

werden durften, bestimmt hat. Kein Landesherr hielt sich für befugt, selbst Lehranstalten nach den Bedürfnissen seines Landes zu treffen, und daher blieben die unentbehrlichsten Wissenschaften, als die Naturkunde, die Geschichte, Metallurgie, Staatistik u. d. gl. ganz unbekannt. Von der ganzen Philosophie kannte man nichts, als die Dialektik, welche man für die Kunst, zu disputiren, hielt, und daher auch unaufhörlich disputirte. Man erdichtete ketzerische Meinungen, um nur darüber disputiren zu können, und disputirte zuletzt über die Kunst, zu disputiren, selbst. Als man nun bei Gelegenheit der Kreuzzüge die Werke des griechischen Weltweisen Aristoteles erhielt, und dieselben, weil man sie nicht verstund, für die Quelle alles Disputirens hielt, stieg dieser Unsinn aufs höchste.

Dazu kam nun noch vollends eine neue Erscheinung, nämlich die Stiftung der Bettel-Orden, womit es diese Bewandtniß hat. Die alten Abteien hatten das Zutrauen und die Achtung der Glaubigen dadurch verloren, weil sie, da sie reich wurden, angefangen hatten, faul und bequem zu werden. Man stiftete zwar, in der Absicht, diesem Uebel abzuhelfen, vorzüglich im 11. und 12. Jahrhunderte neuerdings sehr viele sogenannte, nach der Vorschrift des heil. Augustinus eingerichtete Chor-

stifter, welche der heil. Norbert noch mehr eingeschränkt, und 1120 in der Wüste zu Prämonstrat (im Bisthume Laon) die Prämonstratenser gestiftet hat. Auch wurden die alten Benediktinerklöster theils verbessert, theils neue aufgerichtet, und durch verschiedene Regeln vervollkommnet, wie dann der heil. Bruno im Jahre 1086 zu Carthause (einem wüsten Orte zu Grenoble) die Cartheuser, der Abt Robert im Jahre 1098 (zu Cisterz in der Grafschaft Beaunois) die Cistercienser, oder (wie sie nachmals vom heil. Bernard genannt wurden), die Bernardiner, gegründet hat. Da die Landesfürsten um die innere Verfassung der Klöster sich gar nicht bekümmerten, so war der Erfolg in kurzer Zeit immer der nämliche, und selbst die Wohlhabenheit dieser Klöster entsprach der Erwartung, und schon der damaligen Vorstellungsart der Laien, welche gerne große Büßer, und Casteier gesehen hätten, auf keine Weise, als sich im Jahre 1208 der heil. Franciscus (ein zu Assissi im Herzogthume Spoleto geborner Kaufmannssohn) und fast zu gleicher Zeit der heil. Dominikus, ein vornehmer Spanier, hervorthaten, neue Orden zu stiften, derer Regel darin bestehen sollte, ihren Unterhalt zu erbetteln, und sich anbei mit Andachtsübungen, vorzüglich aber mit Predigten, Unterweisen, und Ketzerbekehrungen zu beschäf-

tigen. Rom bestätigte diese zwei Orden, unter dem Namen der Dominikaner oder Prediger, und der Franciscaner (woraus bald darauf die Minoriten und Kapuziner, und in der Folge die Augustiner und Carmeliter hervorgiengen) mit Freuden, und in kurzer Zeit war gleichsam die ganze Welt davon voll. Sie drückten einmüthig in die Seele der Menschen das Gepräge ihrer Begriffe, ihrer Andachten, und ihrer Vorstellungsart, wie dann nach ihnen noch diese Stunde jedes Volk, unter welchem sie wohnen, vom Grunde aus gebildet ist.

Ihr erstes Augenmerk war auf die Schulen gerichtet, und sie fanden bald Mittel, sich nicht nur der theologischen, sondern auch anderer Fakultäten zu bemächtigen. Die damalige Verfassung derselben war ihren Absichten vollkommen gemäß. Die Disputirkunst, und die Spitzfindigkeiten, welche dazu gehörten, hatten eben den höchsten Gipfel erreicht, und ein sich auszeichnendes Talent in beiden war beinahe der einzige und zuverläßigste Weg zu großen Ehrenstellen, zu reichen Einkünften und einem ausgebreiteten Ruhm. Die größten, scharfsinnigsten und geistreichsten Köpfe suchten, mehr als jemals, ihre höchste Ehre darin, sich in den Ruf allgemein gefürchteter und noch nie überwundener Disputirer zu setzen,

wie dann selbst der, durch seine gelehrten Schicksale eben so sehr, als durch seine unglückliche Liebe berühmt gewordene (im Jahre 1142 in der Priorei zu St. Marcelli, unweit Chalons, an der Saone verstorbene) Abälard, nach seinem eigenen Geständnisse, gleich einem Glücksritter, viele Länder bloß in der Absicht durchreiset hat, um überall die Meister und Veteranen in der Disputirkunst zu einem Streite aufzufordern, und überhaupt das Wunder von Mann, der das Herz haben würde, sich mit ihm einzulassen, kennen zu lernen. Die Bettelmönche waren kaum in den Schulen, als sich (wie sich dann die größten Männer als ein Roger Baco, ein Albert, der Große, den Mönchsstand, wo man damals allein Musse zum Studiren fand, gefallen ließen) Männer unter ihnen hervorthaten, nach derer Lehren und Grundsätzen eigene Schulen gebildet wurden. Die Dominikaner erklärten sich vom heil. Thomas von Aquino, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts lehrte, für Thomisten; die Franciscaner entgegen von ihrem Mitbruder Johann Duns Scotus, für Scotisten, und beide Orden trennten sich von nun an, und gleichsam für ewige Zeiten, in der Philosophie ihrer Schulsätze, und machten die Schulgelehrsamkeit oder Scolastik zu einer Quelle belustigender und ernsthafter Gezänke, wodurch

die wahre Gelehrsamkeit viele Jahrhunderte wieder zurückgehalten, und zu tausend Unordnungen der erste Anlaß gegeben worden ist. Nunmehr stand es keinem Lehrer weiter frei, der Wahrheit unbefangen nachzuforschen, sondern je, nachdem jeder zu einem Orden gehörte, mußte er die Grundsätze desselben, auch wider sein besseres Gefühl der Wahrheit, behaupten. Da schon die Gegenstände, welche man Philosophie nannte, für das wirkliche Leben ganz unnützlich, kindisch und unsinnig waren; so kann man sich wohl vorstellen, zu welchen erbärmlichen Spitzfindigkeiten und abgeschmackten Einfällen die Vertheidiger solcher Grundsätze ihre Zuflucht nehmen mußten, wenn sie in die Enge getrieben wurden. Man kündigte die öffentlichen Disputationen mit einer nicht geringern Ernsthaftigkeit, und mit einer nicht mindern Feierlichkeit an, als mit welcher ein Turnier pflegte angekündigt zu werden, und man war nicht weniger, als wenn zwei weltberühmte Ritter sich schlugen, begierig, wer den Sieg davon tragen würde. An dem Ausgange eines solchen Streites nahm nicht nur der ganze Orden, aus welchem die Disputirer waren, sondern überhaupt das ganze Publikum, wiewohl es von dem ganzen Gezänke keine Sylbe verstand, den herzlichsten Antheil. Die Erzdisputirer traten (gleich englischen

Fechthannen) auf. Alles war in Erwartung. Sogleich suchte der Angreifer seinen Gegner mit spitzfindigen Einwürfen in Verlegenheit zu setzen, welche dieser anfangs mit Verachtung, dann, wenn sie zu räthselhaft wurden, schon mit sichtbarem Aerger von sich wies. Es dauerte nicht lange, so wurden beide Parteien hitzig, traten, wie ausser sich selbst gesetzt, gegeneinander los, setzten zuletzt allen Anstand bei Seite, und vergaßen sich oft so weit, daß sie einander die beschimpfendsten Dinge sagten, sich die Bücher an den Kopf warfen, sich einander in's Angesicht spieen, und kratzten, und schlugen.

Und diese war die erste Beschäftigung der Universitäten.

Neue, durch die Entstehung und Einführung der Lehre Luthers und anderer veranlaßte, Kriege. Projekt Kaiser Karls V. auf eine Universalmonarchie. Religionsfriede. 1555.

Dennoch bekam es das Ansehen, als wenn die menschliche Vernunft endlich doch einmal ihre Rechte behaupten würde. Viele, denselben ausserordentlich günstige, Umstände trugen auf die glücklichste Weise dazu bei. Das im Jahre 395 gestiftete orientalische Kaiserthum zerfiel endlich durch die Schwäche und Uneinigkeit seiner Regierer. Die Türken setzten sich in Europa fest, und eroberten im Jahre 1453 die Hauptstadt Konstantinopel. Die gelehrten Griechen flohen nach Italien, brachten die Werke der alten Klassiker mit sich, und verbreiteten das Vergnügen, dieselben zu lesen, überall, wo sie durchzogen, oder sich niederließen. Die Italiener lernten nun auch den Werth der alten römischen Klassiker kennen, und führten sie auf ihren Schulen mit dem größten Eifer ein. Diese Schulen erhielten sogleich einen neuen Glanz. Alles

strömte nach Italien, um sich in der schönen klassischen Literatur der Alten unterrichten, und bilden zu lassen. In Deutschland wurde es bald nicht nur eine Mode, sondern ein Bedürfniß der Höfe, Gelehrte, welche sich in der Literatur der Alten umgesehen hatten, in Sold zu nehmen. Alles, was zur feinern Welt gehörte, wollte darin bewandert seyn, und Fürsten, ja sogar Prinzessinnen lernten, schrieben und sprachen fertig Latein. Die großen Fürsten suchten mit eben der Sorgfalt, und eben dem Aufwande, mit welchem man in unsern Zeiten etwa einen berühmten Sänger sucht, und lohnt, einen großen klassischen Gelehrten an ihren Hof zu ziehen. Sie setzten solchen Gelehrten mit öffentlichem Gepränge Ehrenkronen auf (welches Recht, seit K. Friedrichs III. Zeit die Kaiser sich sogar vorrechtsweise zueigneten) beschenkten sie, zum Zeichen ihrer Achtung, mit Ehrenketten, und bedienten sich ihrer zu den wichtigsten Verrichtungen. Diese Ermunterung weckte und nährte dann auch in Bälde wahre klassische Männer, worunter Rudolph Agrikola, (auf einem Dorfe bei Gröningen 1442 geboren, und † 1485), Konrad Celtes (geboren 1459 zu Schweinfurt in Franken, † 1508) und Johann Reichlin (geboren 1455 zu Pforzheim in Baden, † 1522) vor andern als Patriarchen der grie=

chischen und lateinischen Literatur sich hervorgethan, und auf ihren Reisen durch Deutschland überall gute Köpfe geweckt haben. Da die alten Disputirer auf den Universitäten, (Leute ohne allen Geschmack, ohne alle Sprachkenntniß, und im Grunde ohne allen Verstand) die Bemühungen dieser bessern Gelehrten für schädliche Neuerungen hielten, und häufig nur desto hartnäckiger in ihrem alten Wuste sich vergruben: so setzten ihnen die Fürsten gleichsam neuere Gelehrtenbündnisse oder Akademien entgegen, deren Mitglieder es sich zur Pflicht machten, die Lektüre der alten Klassiker, und die darin enthaltenen Kenntnisse zu verbreiten, die Muttersprache zu vervollkommnen, und jeder Wahrheit mit freiem Sinne auf der Spur zu folgen.

Nicht weniger wurden von den deutschen Fürsten, zumal am bayerischen Hofe, die Künste gekannt, geliebt, ermuntert, und was in diesen Umständen herrlich miteinwirkte: so bekam die Verfassung sowohl des ganzen Reiches, als der einzelnen Länder immer mehr Ordnung, und die, einzig wahre, bürgerliche Freiheit, welche darin besteht, daß die Gesetze einen jeden Bürger wider alle willkürliche Gewalt bei Ehre, Leib und Gut sichern, fand täglich mehr Eingang und Befestigung, wozu nicht wenig beitrug, daß Deutschland vom Kaiser Maxi-

milian I. in Kreise, und zwar anfangs in sechs, als Schwaben, Bayern, den Oberrhein, Niederrhein oder Westphalen, Sachsen, und dann im Jahre 1512, wo der österreichische, burgundische, der churrheinische, und chursächsische hinzukam, in zehn Kreise, deren jeder für die Erhaltung seiner Grundfeste zu wachen hatte, eingetheilt wurde. Eben dieser Kaiser hatte im Jahre 1501 zu Wien einen kaiserlichen Reichshofrath, das ist, ein Collegium von Räthen errichtet, welches anfänglich bloß die Bestimmung hatte, in Sachen, die für die Person des Kaisers vorkamen, in Staatssachen, Gnadensachen, Belehnungsgeschäften u. d. gl. seine Meinung abzugeben. In Rechts- und Justizsachen der Reichsstände entgegen sollten allein die Richter des Reiches, oder das Reichskammergericht entscheiden.

Bei diesen günstigen Fortschritten hätte man der guten Sache nur nachhelfen, hie und da, nur (ohne vielen Lärm und vieles Geräusch) einen Mißbrauch abthun, dort an eine leere Stelle eine gute Einrichtung hinsetzen, und mit der Vervollkommnung geistlicher und weltlicher Dinge in der Ordnung fortrücken dürfen, welche bereits von selbst, und ganz willig, sich anbot. Ueberhaupt bezogen sich die Dinge, bei welchen man dem Ausbruche eines allgemeinen Mißvergnügens und Aergernisses hätte vorbeu-

gen sollen, theils auf einige Ueblichkeiten des römischen Hofes, welche derselbe für (ihm unwidersprechliche) Vorrechte erklärte, theils auf Mißbräuche, welche die Länge der Zeit, und die entsetzliche Unordnung so vieler Jahrhunderte, dann die Unwissenheit und Verwilderung der Sitten und Begriffe in religiösen Dingen eingeführt hatte. Unter jene gehörte die Freiheit, welche bei dem römischen Hofe in Gang gekommen war, unter dem Vorwande, damit nicht ketzerische Hirten in den Schafstall der Kirche sich einschleichen möchten, sowohl Bisthümer, als Abteien, und andere Pfründen von Rom aus zu vergeben; ferner gehörten dahin die beträchtlichen Geldsummen, welche unter dem Titel der Annaten, oder der Früchte des ersten Jahres, dann für das Pallium (oder das Ehrenzeichen, welches den Erzbischöfen und eximirten Bischöfen, von Rom zugeschickt wurde,) und für andere Dinge aus Deutschland nach Rom geschleppt werden sollten. Der Mißbräuche, welche die Reinigkeit und Wahrheit der Religion umgaben, waren unzählige, und, wie selbst Bellarmin sagt, so war keine Schärfe in den geistlichen Gerichten, keine Zucht in den Sitten, keine Kenntniß einiger heiligen Wissenschaften, keine Ehrerbietung für göttliche Dinge, und kaum noch etwas von der Religion übrig. Die frömmsten und ver-

ständigsten Leute haben auch diese Fehler mit aller Freimüthigkeit, und allem dem Nachdrucke, welchen die Wichtigkeit dieser Sache erforderte, (allein vergeblich), gerüget, und auf verschiedenen Kirchenversammlungen, als 1409 zu Pisa (im Großherzogthume Toscana), 1414 zu Costniz (Konstanz in Schwaben), 1431 zu Basel wurde in der Hauptsache wenig zu Stande gebracht, ja als endlich die Churfürsten auf einer allgemeinen Reichsversammlung zu Frankfurt 1446 verschiedene Conkordate entworfen, auch der Pabst wirklich in vier verschiedenen Bullen 1447 seine Einwilligung dazu gegeben hatte, bewilligte der Kaiser Friedrich III. den Legaten des Pabstes Nikolaus V. zu Aschaffenburg (im Mainzischen) 1448 den 19. März, ungeachtet der Widersprüche der deutschen Stände, neue, dem römischen Stuhle überaus günstige, Conkordata, welche unter dem Namen der Conkordate deutscher Nation berühmt, und bis den heutigen Tag eine Hauptbeschwerde dieser Nation geblieben sind. Mit den Abgaben, den Vergebungen der Erzbisthümer und Bisthümer blieb auch alles beim Alten; die Vergebung anderer Pfründen aber wurde dem Pabste in abwechselnden Monaten Jäner, März, Mai u. s. w. überlassen, wenige Stifter und Länder ausgenommen, wo man die Einführung dieses Rechtes niemals

zugegeben, oder dasselbe durch nachherige päbstliche Indulte, aber durch das natürliche und ursprüngliche Recht des Stifters, (wie dieß vorzüglich in Bayern unverletzt blieb) oder durch Verjährung erlangt hat. Auf die Herstellung gereinigter Religionsbegriffe, und auf die Verbesserung der Sitten wurde noch weniger gedacht. Da die Bischöfe das Recht zu ihren hohen Beförderungen mit auf die Welt brachten, und nicht nöthig hatten, durch Gelehrsamkeit und Verdienste über den Werth gemeiner Seelen sich empor zu heben: so waren sie allenfalls noch darin eifrig, daß sie mit dem Fürsten des Landes, wohin sich ihr Kirchensprengel erstreckte, um zeitliche Vorzüge und Vortheile stritten; die Sorge aber, über die Heerden der Gläubigen zu wachen, überließen sie den mindern Geistlichen, und besonders den (von ihnen stets vorzugsweise geschätzten) Mendikanten, welche, statt auf ein der Religion gemäßes Leben zu dringen, unaufhörlich über die Religion, (doch ohne Kenntniß der Geschichte und Kritik) disputirten, und, wenn nur das Volk gehorsam und unterthänig blieb, die gottlose Unwissenheit desselben in Glaubens- und sittlichen Dingen, und die Ruchlosigkeit seines Lebens sogar mit einer Art von Schonung behandelten. Niemand von denen, welche helfen hätten können und

sollen, besaß den gehörigen Grad von Geist und Sorgfalt, um darüber nachzudenken, welchen Gang die Sache nehmen, und was aus einem in Laster und Unwissenheit versunkenen Volke, bei dem Aufwachen einzelner Köpfe, endlich hervorgehen müßte; ja der größte Theil, da er aus Mangel einer historischen Lectüre, Erfahrung, und eigenen Nachdenkens, nichts Besseres kannte, als was er von Jugend auf sah, glaubte, es hätte nie, oder könnte gar nie etwas Vollkommneres geben, und so verhöhnte und verfolgte man die vernünftigen und redlichen Männer, welche über die Menge und Größe der Mißbräuche klagten, und ihre Folgen vorher sagten. Wie weit diese, hauptsächlich durch die Unwissenheit und Vernachläßigung der öffentlichen Erziehung, (als der natürlichen Mutter aller Unordnungen) erzeugte, allgemeine Gefühllosigkeit gieng, kann man daraus abnehmen, daß man sich eine höchst traurige Begebenheit, die sich in Böhmen ereignet hatte, nicht im geringsten zur Warnung nahm. Es hatte nämlich auf der Universität zu Prag der Professor Johann Huß, ein berühmter Disputirer, einige Sätze, welche mit der katholischen Glaubenslehre nicht vereinbar waren, ans Tageslicht gebracht, und, wie ganz natürlich war, sogleich eine Menge Anhänger erhalten. Damals war eben die

oben erwähnte Kirchenversammlung zu Kostanz eröffnet. Huß erhielt Befehl, daselbst zu erscheinen, und da ihm der Kaiser ein freies Geleit gab, erschien er auch; allein nun ward von andern dafür gehalten, daß der Kaiser, zum Nachtheile der Befugnisse eines dritten, das sichere Geleit unbedingt zu geben, nicht befugt gewesen sey. Man ergriff und verbrannte (1415 den 6. Juli) den Huß, und bildete sich mit einem uns jetzt unbegreiflichen Blödsinne ein, daß jetzt der Sache schon geholfen, und alles wieder gut gemacht sey. Der erschreckliche hussitische Krieg, nebst andern Begebenheiten, welche eine Folge von der Hinrichtung des Huß waren, machte niemand klüger, und in den hundert darauf erfolgten Jahren erreichte endlich die Unwissenheit und allgemeine Lauigkeit in Glaubenssachen nebst unzähligen Mißbräuchen den höchsten Grad, so daß, gemäß dem natürlichen Laufe der Dinge, ein betrübter Ausbruch von was immer für einer Unordnung und Zerrüttung, im nahen Anzuge, und darüber jeder Verständige und Gutgesinnte bekümmert war. Eine ganz gewöhnliche Sache gab nun endlich im Jahre 1517 die Veranlassung zu Begebenheiten, worüber das Blut der Deutschen in Strömen geflossen, die Freiheit der deutschen Stände mehr, als einmal, in die Gefahr einer neuen

Unterdrückung gerathen, und Deutschland in Rücksicht auf Religionsgrundsätze, Begriffe und Absichten, und auf wechselseitiges Zutrauen gleichsam in zwei Hälften getheilt, die Vervollkommnung der Wissenschaften aber neuerdings, beinahe bis auf unser Zeitalter, gehemmt worden ist.

Pabst Leo X. ließ zur Erbauung der prächtigen Peterskirche zu Rom Geldbeiträge sammeln, und denjenigen, welche sich dazu willig finden würden, in seinem Namen Ablaß ertheilen, welches letztere eine gar nicht ungewöhnliche Sache war. Der Auftrag der Ablaßverkündigung wurde in Deutschland dem Churfürsten von Mainz, und dem Erzbischofe zu Magdeburg, Albert, und von diesem zur weitern Besorgung einem sächsischen Dominikaner Tezel überlassen. Wie nun Tezel mit seinem Geschäfte in die Gegend von Wittenberg kam, gerieth ein auf der Universität daselbst öffentlich lehrender Professor der Theologie, und Augustiner-Mönch Martin Luther (geboren 1483 zu Eisleben in Sachsen, und daselbst † 1546) auf den Einfall, wider den Ablaß, und die dabei vorkommenden Mißbräuche sogenannte Schultheses zum Disputiren drucken zu lassen, wobei er damals noch keineswegs gesinnt war, eine Volkssache daraus zu machen, wie er dann seine Theses wohlbedächtlich als

eine gelehrte Streitigkeit in lateinischer Sprache schrieb. Tezel unterließ nicht, dagegen zu eifern, und Luther säumte nicht, darauf wieder zu antworten. Die Streitigkeiten wurden gedruckt, und durch ganz Deutschland zerstreuet. Man erwartete mit der größten Begierde, was man zu Rom dazu sagen würde. Höchst wahrscheinlich wäre mit dem Luther die Sache noch gar leicht beizulegen, und er zum freiwilligen Stillschweigen zu bringen gewesen; allein es fehlte denen, welche die zweckmäßigen Mittel dazu in ihren Händen gehabt hatten, an Kenntniß der Menschen und Sachen, um wenigst die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, und mit Hülfe derselben zu begreifen, was bei einem zügellosen, höchst vernachläßigten, und höchst unwissenden Volke, bei welchem jede, die nächste, die beste (wenn nur neue) Lehre den Schein der Wahrheit erhalten konnte, der geringste Anlaß hervorzubringen im Stande, und welches Gegenmittel in dieser Lage das beste sey. Luther wurde nach Augsburg berufen, und sollte daselbst vor dem Cardinal Cajetan seine Sätze widerrufen. Luther wollte sich dazu nicht verstehen, berief sich auf die Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung, und erwartete zu Wittenberg, wo sein eigener Ordensgeneralvikar, Johann von Staupiz, mit ihm verstanden war, den

weitern Erfolg, als zu Rom durch eine den 15. Juni 1520 datirte Bulle Luthers Schriften verdammt, und ihre Lesung verboten wurde. Dem ungeachtet nahm ihn der Churfürst Friedrich, genannt der Weise, von Sachsen, da er bei dem im Jahre 1519 erfolgten Tod des Kaisers Maximilian I. in den sächsischen Ländern Reichsverweser geworden war, in seinen Schutz, und nun verfiel Luther, der schon an sich ein überaus heftiger, stolzer, und kühner Mann war, darauf, unmittelbar wider die Macht des Pabstes in öffentlichen Schriften loszuziehen. Wie die Sache immer mehr Lärmen machte, so schrieb der den 28. Juni 1519 zum Kaiser gewählte Karl V. auf den 6. Jäner 1521 einen Reichstag nach Worms aus, wo Luther, gegen die Zusicherung des freien Geleites, neuerdings sich verantworten sollte. Auch hier wollte Luther nicht widerrufen; und da am 26. Mai 1521 ein kaiserliches Edikt über ihn ergieng, wodurch er in die Acht erklärt, und jedermann, sowohl ihn aufzunehmen, als seine Schriften zu lesen und zu verbreiten, verboten wurde: so ließ ihn der Churfürst von Sachsen nach dem Schloße Wartburg bei Eisenach in Sicherheit bringen. Damals war noch nirgends in dem Gottesdienste eine Aenderung eingeführt, und keine Parthei hatte es noch zu Thätlichkeiten

kommen lassen; aber nun faßte Luther zu Wartburg, wo er sich ein ganzes Jahr aufhielt, den Entschluß, das alte und neue Testament in die deutsche Sprache zu übersetzen, und dem Volke in die Hände zu liefern. Schon vorher waren seine Schriften, worin er alle Beschwerden der deutschen Nation wider den römischen Hof, alle in geistlichen Dingen herrschende Mißbräuche, alle Beschuldigungen, die sich dem ausschweifenden Leben der Geistlichen (freilich mit Grund) machen ließen, mit einem feurigen Vortrage rügte, in allen Städten und auf Dörfern gelesen, und dadurch alles in Gährung gesetzt worden; wie nun die gemeinen Bürger und Bauern vollends die Bibel zu lesen, und von Luther zugleich die Anweisung erhielten, daß künftig aus der Bibel jeder selbst urtheilen sollte, was er zu glauben und zu thun und zu lassen hätte: so geschah, was schon ehemals geschehen war, da im 14ten Jahrhunderte der Professor Wiclef zu Oxfort in England, dann im 15ten Huß in Böhmen, und eben jetzt zu gleicher Zeit Zwingli zu Zürich in der Schweiz mit gleichem Aufrufe an das Volk aufstand; ganze Gemeinden, und überhaupt unzählige Bürger und Bauern wollten nicht mehr katholisch seyn, ohne jedoch selbst zu wissen, was sie seyn wollten. Es hieng von zufälligen Umständen, und etwa von der

Gegenwart eines Mannes von Ansehen ab, was am Ende daraus werden sollte, und nicht nur jedes Land, jedes Fürstenthum, sondern jede Stadt und Gemeinde gieng hierin ihren eigenen oft höchst schwärmerischen Weg. Die gemeinsten Leute machten Anführer, wie dann die Häupter der sogenannten Wiedertäufer, Johann Matthias, und Johann Bockold, jener ein Becker von Harlem, dieser ein Schneider von Leyden war. Die Obrigkeiten mußten theils geschehen lassen, was sie nicht hindern konnten, theils waren sie aber auch mit dem Volke ganz Einer Gesinnung, und jene deutschen Länder waren bald nicht mehr die zahlreichsten, wo Volk und Fürst der alten Religion getreu geblieben, oder dabei erhalten worden sind. Luther, der anfangs selbst nicht wußte, welche Glaubenssätze er in der Folge aufstellen würde, schaffte das Meßopfer, die Klostergelübde und den Cölibat nebst anderm, ab, wie er sich dann selbst im Jahre 1526 mit Katharina von Bora, einer Nonne von vornehmer Herkunft, vermählte, auch sogleich an den Geistlichen häufige Nachahmer, überhaupt aber an einer überaus beträchtlichen Menge von Städten und Fürsten eifrige Anhänger fand.

Nun möchte sowohl über die Frage, ob ein Landesherr verbunden sey, seine zu einer

(der herrschenden entgegengesetzten) Religion übergehenden Unterthanen in seinem Lande zu dulden, ferner über die Frage, ob ein freier Reichsstand befugt sey, einem andern freien Reichsstande in Gewissenssachen einen Zwang aufzulegen, an sich wenig Zweifel gewesen seyn; allein hier kamen noch ganz andere Bedenklichkeiten zum Vorscheine; denn ausserdem, daß sich die katholischen Fürsten als natürliche Mitbeschützer aller ehemals allein für die Bekenner der katholischen Religion in Deutschland gemachten Stiftungen, angesehen, sohin geglaubt haben mögen, die Veräußerungen derselben zum Behufe einer fremden Religion nicht zugeben zu können: so war der Anstand in Rücksicht auf die etwaige Sekularisation der Erzbisthümer und Bisthümer noch weit größer, da, wenn es z. B. einem Erzbischofe zu Köln eingefallen wäre, sich von der katholischen Religion zu trennen, und sein Erzstift durch Heirath an sein Geschlecht erblich bringen zu wollen, nicht nur die Domherren, sondern der gesammte Adel, welchem dieser einzige Weg zum Fürstenstand, oder das Recht darnach zu trachten, noch offen war, nicht würde haben gleichgültig zusehen wollen. Dazu kamen verschiedene entsetzliche Unordnungen und Aufruhren, als zumal der Bauern in Schwaben und Franken, wider welche man ordentlich

zu Felde zu ziehen, und sich wider sie durch grausame Niedermetzelung Ruhe zu schaffen genöthiget war. Zu allem dem möchte Kaiser Karl V. noch ganz andere Betrachtungen, nach welchen er nachmals wirklich handelte, gefügt, und die Widersetzlichkeiten einiger deutschen Reichsstände für die beste Gelegenheit angesehen haben, ein besonders vortheilhaftes Ansehen über sie zu behaupten, und, wenn ihm das Glück nur in etwas wohl wollte, selbe, und am Ende sämmtliche deutsche Stände, in die Schranken einer neuen, vielleicht der ehemaligen Unterwürfigkeit zurück zu setzen. Dazu konnte er sich allerdings eine nicht ganz ungegründete Hoffnung machen. Seit vielen Jahrhunderten war kein Kaiser mit einer ähnlichen Hausmacht erschienen. Karl (ein Sohn Philipps des Schönen, Erzherzogs von Oesterreich) besaß für sich ganz Spanien, die Niederlande, die Grafschaft Burgund, die Königreiche Neapel, Sicilien und Sardinien, und die Besitzungen in Amerika. Er hatte bereits Franz, den ersten, König in Frankreich gedemüthigt, und bewundernswürdige Beweise seines Muthes, und zumal seiner Schlauheit gegeben. Da er beinahe seit seiner Thronbesteigung mit jenem Könige beschäftigt, und aus Deutschland entfernt, da indeß die neue Aenderung der Religion in allen den Ländern,

wo man sie angenommen, auf eine unaustilgbare Weise befestigt worden war: so konnte er leicht vorher wissen, daß nunmehr ein jeder Versuch, die katholische Religion wieder einzuführen, zu spät kommen, und ihm einen Vorwand geben würde, seine Absichten auf Unterdrückung jener Länder in's Werk zu setzen. Wie nun auf einem noch vor seiner Ankunft, aber durch sein Zuthun, 1519 zu Worms gehaltenen Reichstag durch die Mehrheit der Stimmen ein Reichsschluß ergieng, daß man bis auf eine künftige allgemeine Kirchenversammlung nirgends einige Neuerungen in der Religion vornehmen sollte, so erfolgte, was man vorher sah. Die der neuen Lehre anhängenden Fürsten, nebst vierzehn Reichsstädten, übergaben eine schriftliche Erklärung, worin sie wider diesen Reichsschluß protestirten, und daher Protestanten genannt wurden; und wie endlich der Kaiser im Jahre 1530 in Person nach Deutschland, und auf einen nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag gekommen war, überreichten sie demselben ein schriftliches Glaubensbekenntniß, das unter dem Namen der augsburgischen Confession bekannt blieb. Karl unterschrieb es nicht, und gab den Protestanten eine kurze Frist, binnen welcher sie den katholischen Glauben wieder annehmen sollten. Von diesem Augen-

blicke bewaffnete sich Deutschland wider sich selbst. Die Protestanten glaubten, auf ihrer Hut seyn zu müssen, und errichteten noch in eben dem Jahre zu Schmalkalden (in der Grafschaft Henneberg) ein Bündniß unter sich, das 1531 weiter auf sechs, und 1536 auf zehn Jahre erneuert ward. Die katholischen Fürsten setzten diesem Bündnisse im Jahre 1538 ein anderes unter dem Namen der heiligen Liga entgegen. Gleichwohl kam es noch zur Zeit zu keinem Bruch, ja die Fortdauer der Kriege, in welche der Kaiser mit Franz I., und mit den Türken verwickelt blieb, war vielmehr für die Protestanten, als deren Beistand der Kaiser benöthigt war, ein so günstiger Umstand, daß sie noch immer eine sehr gefällige Nachsicht, und im Jahre 1544 sogar einen Reichsabschied erhielten, daß alle scharfen Edikte wider sie aufgehoben, und ihnen, bis auf ein künftiges allgemeines Concilium, die freie Uebung ihrer Religion gestattet seyn sollte; aber gleichwie dadurch im Grunde noch nichts zugesagt worden war, so blieb das Schicksal der Protestanten noch immer ungewiß, und den Schlüssen eines künftigen Reichstages anheim gestellt. In eben dem gedachten Jahre machte Karl mit Franz I. Frieden, und bald darauf mit den Türken Waffenstillstand, und im Jahre 1545 ward den Protestanten auf

dem Reichstage zu Worms erklärt, daß die allgemeine Kirchenversammlung, welche Pabst Paul nach Trient zusammen berufen hätte, nun vor sich gehen, und daß sich jedermann nach dessen Ausspruch zu richten haben würde. Die Protestanten erklärten sich dagegen, daß sie diese Kirchenversammlung nie anerkennen würden, und machten sich sogleich auf alle Fälle gefaßt. Wie nun die tridentinische Kirchenversammlung (welche endlich, nachdem die Lehren des Luthers und anderer neunundzwanzig Jahre Zeit gehabt hatten, sich auszubreiten, den 13. Dec. 1545 wirklich eröffnet worden ist) gleich anfangs die seit 1517 entstandenen neuen Religionsgrundsätze verdammte, mußte sich der Kaiser nothwendig durch eine entscheidende Handlung erklären. Er that es auch sogleich, und zwar auf eine Art, welche seinen Absichten, und seiner, durch unzählige Erfahrungen, geschärften Kenntniß und Klugheit vollkommen gemäß war. Er sah nämlich, daß, wenn er geradezu alle protestantischen Staaten angreifen würde, diese alle ihre Kräfte vereinigen, und eine unüberwindliche Macht entgegen setzen würden; er erklärte sich demnach nicht so fast wider die protestantischen Fürsten und Stände, als vielmehr eigentlich wider diejenigen, welche dem Bunde zu Schmalkalden noch immer anhiengen, und

sein kaiserliches Ansehen, wie er sich ausdrückte, verachteten. Dadurch gewann er so viel, daß nicht nur einige protestantische Stände, als die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg ꝛc., welche jenem für sie hoch zu stehen kommenden Bund, ohnehin nicht hold waren, nicht nur gänzlich ruhig blieben, sondern daß sich einige derselben sogar für ihn erklärten, und ihm mit ihren Truppen persönlichen Beistand zu leisten versprachen. Unter diesen war der berühmte Herzog Moritz von Sachsen, der (wenn gleich ein sehr eifriger Protestant) dennoch in besondern Rücksichten, und in der Hoffnung, bei dem Kaiser mehr zu gewinnen, dem schmalkaldischen Bündniß seiner Glaubensgenossen niemals beigetreten, und vielmehr von jeher der eifrigste Anhänger des Kaisers, welcher ihm die größten Versprechungen machte, gewesen war. Auch der Pabst Paul versprach, nebst andern Begünstigungen, auf sechs Monate lang zwölf tausend Mann zu Fuß, und fünfhundert zu Pferd auf eigene Kosten zu unterhalten, und indem nun Karl auch aus Spanien sechstausend Mann wohlgeübter und versuchter Völker kommen ließ, brachte er eine Armee von sechsunddreißig tausend Mann zusammen, ein zwar wenig zahlreiches, aber in Rücksicht auf Kriegszucht und Tapferkeit höchst wichtiges Heer, dessen Sammelplatz Bayern war.

Indessen hatten die schmalkaldischen Bundesgenossen, nämlich der Kurfürst Friedrich von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg, die Fürsten von Anhalt, und die Reichsstädte Augsburg, Ulm, und Straßburg (wobei sohin noch lange nicht alle protestantischen Fürsten und Stände begriffen waren) eine Armee auf die Beine gestellt, dergleichen im sechzehnten Jahrhundert in Europa kaum noch gesehen ward. Sie bestand aus siebenzig tausend Mann zu Fuß, und fünfzehn tausend zu Pferd, zählte hundert und zwanzig Kanonen, achthundert Rüstwägen, achttausend Lastthiere, sechstausend Schanzgräber; sie war dabei mit allen Bedürfnissen aufs vortrefflichste versehen, und mit einem wüthenden Haß gegen die Katholiken (oder vielmehr gegen den Kaiser, den sie als den künftigen Unterdrücker der deutschen Freiheit betrachtete) entflammt; und mit einem Worte, diesem Heer fehlte, um für Deutschland gerade ebenfalls das zu werden, was es fürchtete, daß es der Kaiser werden möchte, nichts, als die Hauptsache, die Einigkeit der Fürsten, die es anführten. Wie sie schon in völliger Bereitschaft standen, daß sie sogleich anrücken konnten, gaben sie noch ein Manifest heraus, worin sie behaupteten, daß nicht ihr Bündniß, sondern ihre Religion, und im Grund die

Absicht, Deutschland zu unterjochen, die einzige Ursache der Gewaltthätigkeiten wäre, welche sie jetzt von dem Kaiser zu gewarten hätten, und welche sogleich nach ihnen (falls sie nämlich überwunden werden sollten) alle, auch die mit dem Bund nicht vereinigten protestantischen Fürsten zu gewarten haben würden. Die Art, wie der Kaiser dieses Manifest beantwortete, hatte in Wahrheit einen Anschein, daß jene Warnungen nicht unpassend, und daß die Unterdrückung der deutschen Freiheit sein wahrhafter Plan seyn möchte. Die einzige Antwort nämlich, welche er den Verbundenen gab, war, daß er sie, und alle, welche ihnen anhängen würden, in die Reichsacht that, sohin sie, wie es mit wahren Geächteten gehalten wird, aller ihrer Würden, Güter und Reichslehen für verlustig, ihre Unterthanen des Huldigungseides entlassen, und den Angriff ihrer Länder für pflichtmäßig erklärte, ein Urtheil, welches über freie Reichsstände ergehen zu lassen, der Kaiser aus eigener Macht nicht berechtigt war. Es schien, als hielt er sich bereits für so wichtig, daß sich niemand mehr finden könnte, gegen das, was er jetzt vorgenommen hatte, sich aufzuhalten, und als hielt er es nur für eine Kleinigkeit, ein Heer, wie das schmalkaldische war, zu zernichten. In der That achtete er es nicht einmal der

Mühe werth, sich in seinem Lager bei Ingolstadt, worin er (im Jahre 1546) das verbundene Heer erwartete, mit jener Sorgfalt, welche man gegen wohlangeführte Armeen beobachtet, zu befestigen. Wie dasselbe endlich ankam, blieb es auch, wie vorher zu sehen war, meistens unthätig stehen, und brachte die Zeit mit Uneinigkeiten und Berathschlagungen zu, und der Kaiser vermied seiner Seits sorgfältig alle Gelegenheit zur Schlacht, und verstärkte sich auch noch mit einem zahlreichen Heer niederländischer Truppen.

Während dem spielte Moritz von Sachsen eine ganz besondere Rolle. Moritz befand sich nicht bei der Armee des Kaisers, dessen treuester Bundesgenosse er war, sondern hatte ein ungleich seltsameres Geschäft übernommen. Dieser eben so kühne als schlaue Prinz hatte seine Absichten, in deren Rücksicht er dem schmalkaldischen Bund nicht beigetreten war, dergestalt zu verheimlichen, und gegen seinen Vetter, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, einen solchen Schein aufrichtiger Gesinnung anzunehmen gewußt, daß dieser, wie er mit seinen Völkern zu dem schmalkaldischen Heere zog, für seine Länder nicht besser sorgen zu können glaubte, als wenn er dieselben der Beschützung seines Vetters Moritz anvertraute.

Der Kurfürst war aber kaum zu Felde gegangen, als Moritz auf Mittel sann, wie er sich der Länder und der Kurwürde desselben möchte bemächtigen können. Nun schickte ihm der Kaiser eine Abschrift von der über den Kurfürsten und andere verhängten Achtserklärung, und befahl ihm zugleich, die dem Reichsoberhaupte schuldige Pflicht und Treue zu beobachten, sich der verfallenen Staaten des Kurfürsten zu bemächtigen, und dieselben behalten. Er setzte hinzu, daß, wenn er säumen würde, diesen Befehl zu vollziehen, er ihn ebenfalls für einen Mitschuldigen erkennen, und zu einer gleichen Strafe verurtheilen würde. Man sagt, diese Drohung sey ein Kunststück des Moritz gewesen, welches derselbe, um vor der Welt entschuldigt zu seyn, ersonnen habe. Er bemächtigte sich sogleich aller Länder des Kurfürsten, Wittenberg, Gotha und Eisenach ausgenommen, welche festen Plätze sich weigerten die Thore zu eröffnen. Ganz Deutschland erstaunte darüber, und die Protestanten schrieen um Rache zum allmächtigen Rächer auf. Moritz aber, dem dieß alles nicht unerwartet kam, lächelte heimlich, und gab der staunenden und entrüsteten Welt ein wohlausgearbeitetes, und sauber gedrucktes Manifest zum Lohn.

Zu gleicher Zeit, als Moritz die kursächsischen Länder in Besitz nahm, waren zu seiner Unterstützung ungarische Völker dahin gerückt. Die Ausschweifungen dieser letztern nöthigten auf gewisse Weise den Kurfürsten, seinen Ländern zu Hülfe zu eilen, und sohin mit seinen Truppen die Armee der Verbündeten zu verlassen, welche, ohne eine Feldschlacht gewagt zu haben, (im Jahre 1546) auseinander gieng, und dem berühmten schmalkaldischen Bunde damit ein Ende machte, daß sie sich der Gnade des Kaisers ergab. Dieser züchtigte ihre Fürsten und Stände, wie sie es verdient hatten, und gieng bald darauf dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der indessen sein Land wieder erobert, und seinen Nebenbuhler bereits sehr in die Enge getrieben hatte, zu Leib. Mit sechzehntausend Mann überfiel er den 24. April 1547 bei Mühlberg die weit zahlreichere sächsische Armee so plötzlich und unvermuthet, daß nur die persönliche Tapferkeit des Kurfürsten es noch hinderte, daß dieselbe nicht augenblicklich die Flucht ergriff. An diesem Tag, und bald nachher, zeigte der Kurfürst eine Tapferkeit, Großmuth und Seelengröße, die in der Geschichte der Helden wenig ihres gleichen hat. Er focht mit unerschüttertem Muth an der Spitze seiner Truppen, mit denen er endlich eingeschlos-

sen, und nachdem er im Gesicht verwundet, und vor Müdigkeit ganz erschöpft war, von den Feinden ergriffen wurde. Man führte ihn sogleich zum Kaiser, der berauscht von seinem Glück auf der Wahlstatt stand, und die Glückwünsche seiner Officiere über diesen durch seine Kriegskunst und Tapferkeit erhaltenen Sieg annahm. Friedrich näherte sich ihm mit einem edeln Anstand, der des Ranges eines der ersten Reichsfürsten würdig, und eben so weit von Niedergeschlagenheit als unzeitigem Trotz entfernt war. Das Glück des Krieges, sagte er, hat mich zu Ihrem Gefangenen gemacht, und ich hoffe, allergnädigster Kaiser, Sie werden mich — hier fiel ihm Karl hastig in die Rede, und, indem er ihm mit einem Blick voll Verachtung sagte, daß man ihm wohl begegnen würde, wie er es verdiente, kehrte er ihm den Rücken, und ließ ihn stehen. Der Kurfürst antwortete kein Wort darauf, sondern gieng mit unveränderter Geberde, die weder Erstaunen noch Verzagtheit blicken ließ, mit den spanischen Soldaten, die ihn bewachen sollten, ab. Dieser Auftritt war nur ein kleines Vorspiel einer weit härtern Begegnung, womit der Muth des Kurfürsten auf die schwerste Probe gestellt ward. Karl belagerte die Stadt Wittenberg, deren Einwohner aber die hartnäckigste Gegenwehr thaten. Da er

nicht zweifelte, daß ihr Muth größtentheils auf der Standhaftigkeit der Sybilla (Prinzessin von Cleve, und Gemahlinn des Kurfürsten) beruhe, ließ er sich durch seine Erbitterung so weit hinreissen, daß er in einem Kriegsgericht von spanischen und italienischen Officieren zu Recht erkennen ließ, daß dem Kurfürsten der Kopf abgeschlagen werden sollte. Dieß Urtheil wurde ihm auch wirklich, und eben zu einer Zeit angekündigt, da er mit dem Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Mitgefangenen, im Schachspiel begriffen war. Er hielt einen Augenblick ein, doch ohne den mindesten Anschein von Bestürzung oder Schrecken blicken zu lassen, und nachdem er etwas von dem sowohl unordentlichen, als ungerechten Verfahren des Kaisers gesagt, und vorzüglich seine Gemahlinn bedauert hatte, wandte er sich zum Herzog von Braunschweig, und verlangte weiter zu spielen. Er selbst fuhr im Spiel mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit und Heiterkeit fort, und bewies, da er Ernst überwunden, alle Zufriedenheit, die man bei Erhaltung eines solchen Sieges zu fühlen pflegt. Nichts, als die Thränen seiner Gemahlinn, und die Bitten seiner Familie konnten ihn bewegen, sein Leben durch die Unterschreibung von Vergleichsvorschlägen zu retten, vermöge welchen er, unter an=

tern, genöthiget ward, der Kurwürde zu entsagen, und des Kaisers Gefangener zu bleiben.

Und nun schien der Kaiser wirklich am Ziele seiner Absichten, und die entworfene Universalmonarchie zu Stande gekommen zu seyn. Indessen war die Sache selbst immer noch mehr ein Gegenstand der Furcht, daß es geschehen möchte, als der Erfahrung, daß es wirklich geschehen sey. Der Kaiser ließ aber die protestantischen Stände nicht lange in der Ungewißheit, indem er denselben mit einer Art von Härte, und verachtendem Trotz begegnete, den sie als den schrecklichsten Beweis ansahen, daß sie, und daß mit ihnen Deutschland unterjocht wäre. Er nahm nämlich den schmalkaldischen Bundesgenossen nicht nur allen Kriegsvorrath und alles Geschütz, das in fünfhundert Kanonen bestand, ab, sondern belegte sie, welches er auch seinen eigenen Bundesverwandten that, mit den drückendsten Steuern, und im Jahre 1548 legte er auf einem Reichstag zu Augsburg einen Glaubensbegriff, oder das berühmte Interim vor, das indessen, bis die Kirchenversammlung alles berichtigt haben würde, in ganz Deutschland beobachtet werden sollte. In diesem Augenblicke stand heimlich ein junger Fürst wider ihn auf, der zum Erstaunen von Europa die Alleinherrschaft des

Kaisers mit einem Male zernichtete. Es war Moritz, der den Kaiser bis dahin auf das thätigste unterstützt, und der hinwieder von ihm die größten Belohnungen, und statt des geächteten Kurfürsten Friedrich, die kurfürstliche Würde erhalten hatte. Moritz glaubte, Deutschlands Freiheit gehe in der Uebermacht des österreichisch-spanischen Hauses verloren. Seinen Blicken zeigten sich unendliche Aussichten von Ruhm und Selbstbelohnung, wenn er der Retter Deutschlands werden sollte, und er fühlte in sich alle Kraft dazu. Er verband sich zuerst mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., und machte alle zu seinem Vorhaben nöthige Zubereitungen mit so vieler Geschicklichkeit, daß selbst diejenigen, die stets um ihn waren, und die gleichgültigsten seiner Reden und Bewegungen ausspähten, nicht den geringsten Verdacht bekamen. Plötzlich aber brach er los, zog alle protestantischen Fürsten und Stände, welche man bereits für unterjocht hielt, an sich, und überfiel zu Innsbruck den höchst bestürzten, und von allen Truppen entblößten Kaiser, der sich nur noch einige Stunden zuvor, ehe Moritz ankam, mit genauester Noth bei eitler Nacht, und der schlimmsten Witterung durch fast ungangbare Wege über die Gebirge gerettet hat 1552. Der Erfolg davon war eine gänzliche Vereit-

lung der ungeheuern Aussichten des Kaisers, welche, wie die Stände klagten, keine andere war, als die kaiserliche Macht uneingeschränkt, und in seinem Hause erblich zu machen. Vermöge eines Vertrages, welcher noch im nämlichen Jahre, unter dem Vorsitze des im Jahre 1552 zum römischen Könige ernannten Ferdinands I., zu Passau geschlossen worden ist, wurde den Protestanten die Religionsfreiheit wieder zugestanden, und im Jahre 1555 wurde zu Augsburg ein förmlicher Religionsfriede geschlossen.

Man sagt, daß Kaiser Karl V., als er sich nachmals in seiner Einsamkeit zu st. Just in Extremadura, unter anderm, den Zeitvertreib, große und kleine Uhren zu verfertigen, gemacht, und nach häufig wiederholten Versuchen erfahren hatte, wie er nie zwei so stellen könnte, daß sie vollkommen gleich giengen, mit einer zur Reue gemischten Verwunderung die Betrachtung gemacht habe, daß er so viele Zeit und vergebliche Mühe angewandt hätte, Menschen von verschiedenen Begriffen, Absichten und Vorstellungsarten zu einer vollkommenen Einförmigkeit im Denken zu bringen.

Entstehung eines verwüstenden Krieges, der wegen neuen Versuchen Kaiser Ferdinands II auf eine Universalmonarchie dreißig Jahre anhält. Westphälischer Friede 1648.

Der zu Augsburg geschlossene Religionsfriede wurde nur zwischen den Katholiken und Protestanten, und nur in Rücksicht auf das Geschehene, geschlossen. Für weitere Fälle, und allenfallsige Uebergänge katholischer Glaubensgenossen zur protestantischen Religion wurde durch beiderseitige Verträge nichts festgesetzt, und da der römische König Ferdinand I. dem Religionsfrieden eine Clausel, welche den Namen des geistlichen Vorbehaltes (Reservatum Ecclesiasticum) erhielt, hinzufügte, daß: „wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat, oder ein anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derselbe sein Erzbisthum, Bisthum, seine Prälatur, und andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohne einige Verweigerung oder Verzug, jedoch seiner Ehre unnachtheilig verlassen soll" u. s. w.; so glaubten die Protestanten, diese Clausel, zu

deren Anhang sie ihre erforderliche Einwilligung nicht gegeben hätten, könne durchaus nicht verbindlich seyn. Katholischer Seits bekümmerte man sich wenig darum, was man protestantischer Seits davon halten mochte, und die Clausel blieb stehen.

Im Jahre 1563 wurde die tridentinische Kirchenversammlung geschlossen, ohne daß damals noch daran zu denken war, daß die Protestanten, welche gleich anfangs nicht als Parthei, sondern als Mitrichter auftreten wollten, im geringsten darauf achten würden. Da man demnach auf die Bekenner des katholischen Glaubens, welche solche waren, und künftig bleiben würden, Rücksicht nahm; so wurde auch in nicht wesentlichen Sachen die vorige Einrichtung beibehalten, und z. B. die Austheilung des h. Abendmahls unter beiderlei Gestalten des Brods und Weins, dann die Aufhebung des Cölibats nicht bewilliget, ungeachtet wegen letzterm der K. Ferdinand I., und der Herzog Albert V. von Bayern in Gemäßheit ihrer Hoffnung, daß jene Bewilligung noch viel fruchten würde, und schon in Gemäßheit der damals allgemeinen Meinung, „daß (was das Cölibat betrifft) es doch hart wäre, dem so zahlreichen Stand der Geistlichen die natürlichsten aller Rechte auf eigene Fortpflanzung durch ein Zwanggesetz, das die

Welt nie erbauen, und die wahre Reinigkeit nie befördern würde, zu benehmen, und denselben einer traurigen und bemitleidenswürdigen Lage zu übergeben, wo er von allen Familienverbindungen entfernt, unter sich einen Staat bildete, der eine niederschlagende Verlegenheit und Erstarrung gegen zärtliche, gesellige, und sympathetische Gefühle, dann eine unfreiwillige Härte und Leere des Lebens nach sich ziehen, und gewöhnlich einen auffallenden Eigennutz und Mangel an Sorge für sich, für andere, und für die Nachkommen unausbleiblich veranlassen würde," — sich bemüßiget zu seyn glaubten, den versammelten Vätern der gedachten Kirchenversammlung hierüber die dringendsten Vorstellungen zu machen. Hierin kamen nun aber die Katholiken und Protestanten überein, daß sie eine Scheidewand unter sich zogen, und sich beiderseits für höchst gefährliche Leute ansahen, die sich nicht genug meiden, und sich beiderseits nicht genug Abbruch thun, für ihre Erhaltung und Ausbreitung aber nicht genug Eifer und Thätigkeit bezeigen könnten. Unbeschreiblich sind die Grobheiten und Erbitterungen, welche in damaligen Streitschriften herrschten, und welche nothwendig eine weitere höchst bedenkliche Gährung unter dem Volke hervorbringen mußten. Was dabei den Katholiken, deren Anzahl in

Deutschland beinahe bald den kleinern Theil ausmachte, sehr zum Guten kam, war, daß die Protestanten, oder die eigentlichen Anhänger der lutherischen Lehre von den sogenannten Reformirten, oder den Anhängern des Zwingli und Calvin (welcher letztere um 1542 in Frankreich aufgestanden war) nichts wissen wollten, ja daß sie selbst, die Anhänger des Luthers, fast in jedem beträchtlichen Flecken, ja in einem und in eben demselben Orte über Luthers Meinungen verschiedene Auslegungen machten, und sohin wieder in verschiedene Partheien sich trennten. Niemand war überhaupt bei diesen Umständen, und bei der noch immer fortdauernden Verbreitung der lutherischen und calvinischen, und verschiedener ähnlichen Lehren, übler daran, als die Magistrate und Landesherren, indem diejenigen, welche zu einer neuen Lehre übergiengen, stets von dem Grundsatze, daß keine weltliche Gewalt befugt sey, sie einzuschränken, ausgiengen, und alle Augenblicke bereit waren, zu rebelliren. Katholischer Seits fuhr man gleichwohl fort, die Grundsätze des ebengenannten geistlichen Vorbehalts, wo es möglich war, zu befolgen, und als der Kurfürst Gebhard von Köln die calvinische Religion angenommen, sich darauf mit der jungen Gräfinn Agnes von Mansfeld, einer Canonissinn des Stifts

Gitisheim verheirathet, und diesen seinen Schritt im Jahre 1582 öffentlich bekannt gemacht hatte, erklärte der Pabst, nach vorgängiger Ermahnung das Domstift für erledigt; die Domherren wählten im Jahre 1583 den 23. Mai den Prinzen Ernest von Bayern (damaligen Bischof von Lüttich) zu ihrem Erzbischof, und dieser setzte sich, mit Hülfe bayerischer und spanischer Truppen, in den Besitz, ohne daß die Lutheraner in Rücksicht, daß Gebhard ein Calvinist geworden war, eine gemeinschaftliche Reichsangelegenheit daraus machten. Sie wurden jetzt, von den Kaisern Max II., und Rudolph II., denen ihr Beistand zu den Türkenkriegen unentbehrlich war, ungeachtet sie fortfuhren, Klöster und Stifter zu secularisiren, eben nicht geradezu verfolgt, und blieben auch bis nach einem Vorfall, der sich im Jahre 1607 mit Donauwörth zutrug, ziemlich ruhig. Die lutherischen Einwohner der damaligen Reichsstadt Donauwörth störten ihre katholischen Mitbürger an der öffentlichen Ausübung katholischer Gebräuche, und ließen sich zumal bei Aufführung einer katholischen Procession vielen Muthwillen zu Schulden kommen. Der Kaiser Rudolph II. erklärte sie hierauf in die Reichsacht, und der Kurfürst Max I. von Bayern, der die Acht vollzog, nahm die Stadt zum Unterpfand der Unkosten

in Besitz. Dieser, nebst ähnlichen Vorfällen, beunruhigte die Protestanten dergestalt, daß sie es für die höchste Zeit hielten, endlich einmal wieder sich ihrer selbst anzunehmen, und eine gemeinschaftliche Sache zu machen. Zu dem Ende hielten sie im Jahre 1610 zu Schwäbischhalle eine allgemeine Berathschlagung, deren Folge ein allgemeiner wechselseitiger Bund oder Union, und deren hauptsächlicher Beförderer der König von Frankreich war. Die Katholiken bewahrten sich dagegen ebenfalls, und errichteten zu Würzburg ein gegenseitiges Bündniß, die heilige Liga genannt. Das Seltsamste dabei war, daß die Häupter ein und eben desselben Fürstenhauses die Anführer dieser Bündnisse waren. Friedrich IV. Kurfürst und Pfalzgraf war das Haupt der Union, und Max I. von Bayern war das Haupt der Liga. Ganz Deutschland griff nun zu den Waffen, um sich wechselweise aufzureiben. Ein entsetzliches Vorhaben; dessen grauenvolle Vorstellung auf beide Partheien anfangs so mächtig wirkte, daß sie nach einigen geringen Feindseligkeiten, zu München einen Frieden schlossen, und die Truppen abdankten.

Allein die Veranlassungen zum allgemeinen Ausbruch waren zu häufig, und im Jahre 1618 zündete eine Begebenheit zu Prag jenen berühmten Krieg an, der sich dreißig Jahre

fortgewälzt, der Deutschland mehr als einmal an den Rand des Abgrundes geführt, und ganze Länder von Menschen entblößt hat. Kaiser Rudolph II. hatte den Protestanten in Böhmen die freie Religionsübung zugesagt; die katholischen Geistlichen legten aber jene Zusage bald dahin aus, als wenn sie nur von den königlichen Kammergütern verstanden werden könnte, und sie thaten daher, was ihrer Seits auch die Protestanten, da, wo sie der stärkere Theil waren, gethan haben; sie schränkten die Religion ihrer Glaubensgegner, wo sie konnten, ein. Dieß ärgerte die böhmischen Protestanten dergestalt, daß sie auf dem Schloß zu Prag die kaiserlichen Kommissäre, wie rasende Leute, zur Rede stellten, auch zwei Staatsräthe Slabata und Martiniz, nebst dem Sekretär Fabricius zum Fenster hinauswarfen. Dabei ließen sie es aber noch keineswegs bewenden, sondern wie nach dem im J. 1619 den 20. März erfolgten Hintritt des Kaisers Matthias, dessen rechtmäßiger Nachfolger Ferdinand II. zum Kaiser gewählt wurde, wollten sie von ihm nichts wissen, sondern traten für sich zusammen, und wählten den Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich V. zum König in Böhmen, welcher auch, auf das Zureden seiner Gemahlinn Elisabeth, einer Tochter König Jakobs I. von England, die Krone von

Böhmen wirklich angenommen, und nach Prag sich begeben hat. Nun traten die beiden verbrüderten Linien von Spanien und Oesterreich wieder zusammen, um sich in einer Sache, welche den Glanz ihres Hauses betraf, gemeinschaftlich zu unterstützen. Da Kaiser Ferdinand II den Vorfall in Böhmen auf einer Seite vorstellte, wo er mit Religionssachen gar nichts gemein hatte, wie es an und für sich auch wirklich so war, so rechnete er im Voraus darauf, daß die protestantischen Fürsten sich des Kurfürsten Friedrichs nicht annehmen würden, indem er sich genöthigt fände, ihn aus dem Besitz von Böhmen zu vertreiben. Diese versprachen auch nicht nur wirklich, sich ruhig zu halten, sondern der Kurfürst Georg I. von Sachsen rückte zur Unterstützung Oesterreichs sogar ins Feld. Kaiser Ferdinand II. hatte sich vor allen der Unterstützung Max I. von Bayern versichert, dessen Land damals in der blühendsten Verfassung und beinahe das einzige und erste war, das die Protestanten fürchteten, und worauf die Katholiken (wie dann auch die katholische Religion ihre Erhaltung in Deutschland vorzüglichst Bayern zu danken hat) alle ihre Hoffnung setzten, und Max I., ein eben so verständiger als beherzter Fürst, brachte (gegen das Versprechen des Kaisers, daß er alles, was er in Oberöster-

reich, wo die Stände lutherisch geworden waren, erobern würde, als ein einstweiliges Unterpfand bis zur Ersetzung der Aufwände zu behalten befugt seyn sollte) dreißig tausend Mann auf die Beine, welche er gleich im ersten Feldzuge so sehr anstrengte, daß er davon, ungeachtet alles nach Wunsch gieng, meistens durch Strapazen und Krankheiten zwanzig tausend verlor. Er gieng, nachdem er Oberösterreich erobert hatte, der Armee, welche den Kurfürsten Friedrich V. (seinen nächsten Vetter) im Besitze von Böhmen hätte erhalten sollen, sogleich auf den Leib, und erhielt über dieselbe den 8. Nov. 1620 nach einer kurzen Schlacht am weißen Berg bei Prag einen vollkommenen Sieg. Der Kurfürst mußte sich flüchten, und ganz Böhmen räumen.

Gleich nach dem glücklichen Ausgange dieser Schlacht sprach und handelte Kaiser Ferdinand II. in einem höhern Ton. Er machte aus der böhmischen Sache, welche eine bloße Privatsache des Hauses Oesterreich war, eine Reichsangelegenheit, verhängte über Friedrich V., ohne alle Rücksicht auf dessen Erben in der Pfalz, die Reichsacht, und ließ dieselbe in der Unter- und Oberpfalz meistens durch die Truppen Max I. von Bayern, (wie dann auch eben derselbe die, seinem Stammhause ohnehin schon angehörige Oberpfalz, dann die

Kurwürde als einen Ersatz für seine Dienst-annahm) vollziehen. Nichts widerstand jetzt dem Heere des bayerischen Generals Tilly (eines Niederländers von Geburt); er zerstreute die Völker, welche der niedersächsische Kreis, unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig, zu seiner Sicherheit sammeln ließ, vereitelte die Anschläge fremder Bundesgenossen, und ward im Jahre 1627 Meister von ganz Niedersachsen, von Pommern, Mecklenburg und Holstein, welche sämmtliche Länder der Kaiser Ferdinand II. als seine selbsteigenen Eroberungen ansah. Mit der höchsten Bestürzung fühlten nun auch die katholischen Fürsten ihre Lage und die Gefahr, unter das Joch zu fallen, das ihnen um so näher zu seyn schien, als Ferdinand II. bereits ohne weitere Zurückhaltung wie ein allgebietender Herr sprach. So sprach er in einem Edikt (das Restitutionsedikt genannt) vom 6. Mai 1629, worin er den protestantischen Fürsten und andern Ständen befahl, alle Kirchengüter, welche sie seit dem Religionsfrieden von 1555 sich zugeeignet hätten, herauszugeben, und entgegen allen katholischen Fürsten und Ständen die Weisung gab, alle Protestanten aus ihren Staaten zu vertreiben. Er hörte keine Einwendung, achtete im Geringsten der Vorstellung nicht, welche ihm sein erster Bundesge-

nosse, der Kurfürst Max I. von Bayern machte, daß er nur noch 40 Jahre alles in dem Zustande, wie es war, lassen möchte. Hundert sechzig tausend Mann der besten Haustruppen standen ihm zu Gebot. Diese setzte er sogleich in Bewegung. Ganz Deutschland stand in banger Furcht und Erwartung.

So war es, als Gustav Adolph, König in Schweden, ein Mann, bei dessen Größe jeder der Seinigen sich größer fühlte, hervortrat, theils, und vorzüglich seinen Glaubensgenossen (denn er war der eifrigste Protestant) theils den deutschen Fürsten überhaupt die Hände zu bieten, deren Unterdrückung in der Folge höchst nachtheilig schien. Diesen letztern Umstand hatte man nirgends reifer und ernsthafter, als in Frankreich in Betrachtung gezogen, und der berühmte Kardinal Richelieu, damaliger französischer Premierminister, er, der für die katholische Religion Bücher schrieb, glaubte hier, als Geschäftsträger der allgemeinen Sicherheit, vorbeugen zu müssen, damit nicht unter dem Vorwande der Religion die deutsche Verfassung, an deren Erhaltung allen europäischen Höfen gelegen wäre, zu Grunde gehe. Er war es hauptsächlich, der den Gustav Adolph (doch mit dem ausdrücklichen Vertrag, die Katholiken, wo sie sich ruhig, und nicht mit Oesterreich hielten, nir-

gends zu beunruhigen) ermuntert, begünstigt, und unterstützt, und sohin den berühmten Schwedenkrieg, der leider so schlimme Folgen für Deutschland hatte, mitveranlaßt hat. Gustavs erstes Betragen verkündigte den großen Mann. Er befeuerte seine Soldaten mit den allvermögenden Empfindungen der Religion. Als er (im Monat Juni 1630) auf der Insel Rügen ans Land stieg, fiel er, im Angesicht seiner Armee auf die Kniee, und rief, indem er seine Hände inbrünstig gegen Himmel empor streckte, mit lauter Stimme: „Ich komme nicht, um Land und Leut zu erobern, sondern die Religion meines Volkes zu schützen, den Unterdrückten beizustehen, und der Welt die allgemeine Ruhe zu geben." Er setzte hinzu, daß, so wahr dieß seine Absicht wäre, Gott der Freund und Beschützer seines Heeres seyn soll. Dieß Heer war ein kleiner Haufen von fünfzehn tausend Mann; aber jeder Soldat, der die Stimme seines Landesfürsten zu Gott hörte, fühlte in sich den Muth eines Heeres, und stand unüberwindlich. Mit feuerigem Ungestüm forderten sie ihn auf, ihnen den Ort, wo Feinde stünden, zu zeigen.

Aus allen protestantischen Ländern strömte das Volk ihm zu, und das Glück der Waffen begleitete jeden seiner Schritte. Er schlug 1631 den 17. September den Tilly unweit

Leipzig, hatte in drei Manaten ganz Sachsen, Franken, Schwaben, den Oberrhein, Mainz und die Pfalz von Oesterreichern und Bayern geräumt, und hielt im Jahre 1632 den 17. Mai zu München seinen Einzug. Ungeachtet er gemäß den Rechten eines Ueberwinders große Brandschatzungen forderte, so führte er doch den Krieg als ein weiser Held mit Mäßigung, und niemand wurde ohne Noth gekränkt. Da er noch im nämlichen Jahre den 6. Nov. in einer Schlacht bei Lützen im Stift Merseburg wider den kaiserlichen General Wallenstein, sein Leben verlor; da zwei Jahre darauf, nämlich 1634 den 24. August das schwedische Heer in einer Schlacht bei Nördlingen einen höchst empfindlichen Verlust litt, so wurde darum der schwedische Krieg nicht geendet. Der Kardinal Richelieu schickte Geld und Truppen, und erneuerte, und führte den Krieg meistens in den Ländern des Kaisers, oder dessen Bundesgenossen, unter denen zumal Bayern durch öftere Einfälle beinahe zu einer Wüste geworden war, so daß in den Wäldern die reissenden Thiere, Wölfe und Bären, wieder häufig sich einfanden. Auch in der Unterpfalz waren keine zweihundert Bauernhöfe mehr übrig. Nach unendlichen Drangsalen, und nachdem das Morden und Vertilgen dreißig Jahre gedauert hatte, kam es endlich im Jahre 1648

zu Münster und Osnabrück in Westphalen zu einem allgemeinen Frieden, vermöge welchem (nebst vielen Veräußerungen deutscher Länder an Frankreich und Schweden, und vielen andern Vergütungen für deutsche Fürsten), in Betreff der Religion, beschlossen worden, daß der passauische Vergleich vom Jahre 1552, und der Religionsfrieden vom Jahre 1555 nach seinem völligen Inhalt bestätigt, und ins künftige, nebst der protestantischen auch die calvinische Religion gleiche Rechte genießen soll. So viel kostete es, sich einander dulden zu lernen.

1701 — 1714.

Europas Gleichgewicht, und Vervollkommnung der Staatsverfassungen. Spanischer Successionskrieg.

Die vielen und verderblichen Kriege zogen indessen auch wieder die Folge nach sich, daß sie den Scharfsinn, und den Erfahrungs- und

Beobachtungsgeist bedeutender Regenten und verständiger Minister aufweckten, um immer mehr und mehr solche Absichten und zu deren Ausführung solche Maßregeln festzusetzen, wodurch in der Zukunft die allgemeinen Kriege immer seltener, immer mehr erschwert, oder weniger verwüstend werden sollten. Diese Absichten und Maßregeln haben das berühmte System des Gleichgewichts in Europa hervorgebracht, welches System vorzüglich während der Regierung Kaiser Karls V. zum höchsten Augenmerk aller europäischen Höfe genommen, und seitdem, wo manche Fürsten dasselbe zu durchbrechen suchten, immer mehr befestiget worden ist. Gemäß diesem System soll ein gewaltiger Staat einen viel schwächern, aber ebenfalls freien, Staat, ruhig neben sich dulden, und kein Fürst soll dem andern an Zahl und Macht der Länder dergestalt überlegen, und übermächtig werden, daß seine Angriffe unwiderstehlich, und seine Eroberungen ihm leicht werden könnten. Ganz Europa sollte durch einen wohlangelegten Zusammenhang, und durch die Bande verschiedener Verhältnisse und wechselseitiger Kräfte und Vortheile zu Einer Familie, welcher in Betracht ihrer Größe verschiedene Oberhäupter vorständen, erwachsen. Die stehenden Armeen, welche seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahr-

hunderts aufkamen, und die Wachsamkeit gelehrter Minister, deren Kenntniß und Blick jetzt nicht nur die innere Verfassung, sondern auch die der entferntesten Staaten zum Gegenstande haben muß, sollen dafür Bürge seyn. Auch für die Vervollkommnung des innern Zustandes einzelner Staaten, und für die Erhaltung ihrer Freiheit (neben welcher unendlich mehr Verstand, Tugend und innere Thätigkeit, als bei dem Despotismus zu wohnen pflegt) haben die Kaiser gesorgt, und sie noch in den letztern Zeiten durch die Schützung der Landschaften wider die gänzlich unabhängige Alleinherrschaft gesichert, so daß überall Raum genug für den Geist der Vaterlandsliebe, und daß im Vaterland Mittel genug zur Nahrung alles Guten und Edlen vorhanden sind. Auch durch die Einführung des Rechtes der Erstgeburt, welches seit dem sechzehnten Jahrhundert immer allgemeiner geworden ist, wurde manches Land vor Unruhe und Schwächung bewahrt. Endlich wurden auch die Kriege durch den Aufwand, welchen ein Feldzug neuer Art kostet, auf alle Weise erschwert.

Unter die beträchtlichen Kriegsbegebenheiten, welche seit dem dreißigjährigen Krieg sich zutrugen, gehört diejenige, welche nach dem im Jahre 1700 den 1. November erfolgten Hintritt Karls II., Königs in Spanien, über des=

sen Erbschaft entstanden ist. Karl II war der letzte Sprosse der österreichischen, vom Kaiser Karl V. abstammenden, Regentenlinie in Spanien. Seine ältere Schwester Maria Theresia hatte, da sie an Ludwig XIV., König in Frankreich vermählt worden war, auf die spanische Erbschaft Verzicht gethan. Die jüngere Schwester, Margaretha Theresia, wurde an Kaiser Leopold vermählt, und in dieser Ehe mit einer Tochter, Maria Antonia, gesegnet, welche an den Kurfürsten Max II. von Bayern verheirathet, und mit einem Prinzen Joseph Ferdinand erfreut worden ist. Dieser junge Prinz war bereits durch ein feierliches Testament Karls II. zum Universalerben der spanischen Monarchie ernannt worden; starb aber 1699, wie schon eben die Schiffe bereit standen, ihn als künftigen Monarchen nach Spanien zu führen. In einem zweiten Testamente setzte Karl einen französischen Prinzen zum Erben ein, und darüber starb er. Das Erzhaus Oesterreich glaubte nähere Ansprüche zu haben, und erklärte sohin der Krone Frankreich den Krieg. Auch Holland und England, welches letztere allein bei zweimalhundert tausend Mann aufbrachte, trat wider Frankreich auf, und im Jahre 1702 erklärten sich wider dasselbe auch alle deutschen Kreise, Köln und Bayern ausgenommen, wo man sich an-

fangs mit niemand zu halten entschlossen, und da dieß unmöglich geworden war, sich erklärt hatte, mit Frankreich zu halten, wodurch die verwüstendste Fluth des Krieges nach Deutschland gezogen ward. Damals stand Frankreichs Verfassung (für den Blick des Kenners nämlich) nicht mehr auf der Höhe, wohin ehe die Premierminister und Kardinäle, Richelieu und Mazarini es erhoben hatten. Es war Niemand, der die Wahl geschickter Minister und Generale getroffen, und mit seinem Ansehen durchgesetzt hätte. Junge, unerfahrne Leute wurden an die Spitze alter Regimenter gestellt, und in kurzer Zeit wurden zwölf Marschälle, dreiundzwanzig Generallieutenante, und vierundzwanzig Marechaux de Camp gemacht, worunter viele waren, die man mehr wegen künftig zu erwerbender Verdienste, als wegen schon erlangter, zu belohnen schien. Desto zuversichtlicher war gleichwohl das Vertrauen dieser Herren auf sich selbst, und sie glaubten, daß sie nur kommen dürften, um zu siegen. Als 1704 der Marschall Tallard dem Kurfürsten Max II. von Bayern zweiunddreißig tausend Mann zur Verstärkung des Heeres in dem Lager bei Augsburg zuführte und darstellte, sagte er, wie er das Vergnügen hätte, dem Kurfürsten die unüberwindlichen Haustruppen vorzustellen, womit man nur

auf den Feind loszugehen brauchte, um ihn alsogleich zu zerstreuen. Diese Versicherung wurde bald nachher, nämlich den 13. August 1704 bei Höchstädt in einer Hauptschlacht, welche unter die wichtigsten dieses Jahrhunderts gehört, auf die Probe gestellt. Tallard fand es nicht einmal der Mühe werth, das Lager abzuschlagen, und ließ entgegen alle Donaubrücken zerstören, damit der Feind ja nicht entkommen könnte. Er hatte den rechten feindlichen Flügel, welcher aus Engländern und Holländern bestand, und vom Milord Marlborough angeführt wurde, wider sich. Als man ihm meldete, daß der Feind bereits einen gewissen Bach, der Nebelbach genannt, durchsetze, sagte er lächelnd: „Laßt ihn herüber gehen! Ich will noch dazu Pontons schicken, wenn er keine hat.“ Um Ein Uhr Nachmittags kam es zum Ernst. Marlborough bemerkte sogleich einen auffallenden Fehler, den Tallard in der Anordnung und Stellung seines Heeres dadurch begangen hatte, daß er die größte Stärke desselben in Dörfer, welche die Fläche des Schlachtfeldes unterbrachen, verlegt, und allein das Dorf Blindheim mit fünfzehn tausend Mann seiner besten Truppen besetzt hatte, wodurch dann die Außenlinien außerordentlich dünn und schwach geworden sind. Marlborough ließ die Dörfer leicht anfallen,

und beschäftigen, gieng aber mit seiner ganzen Stärke auf die entblößten Seitenlinien los, warf ein Regiment auf das andere zurück, und trieb die sämmtlichen Truppen in dicken Haufen an die Donau hin, wo sie zu Tausenden in dem Flusse zu Grunde giengen. Selbst Tallard wurde am Ufer desselben mit seinem Sohne gefangen. Indessen schien die Schlacht auf dem linken Flügel eine ganz andere Wendung zu nehmen. Hier focht der Prinz Eugen mit den österreichischen Truppen und deren Hilfsvölkern wider den Kurfürsten Max II. von Bayern, der seine Leute in eigener Person angeführt, und die feindliche Reiterei bereits zu vier Malen zurückgeworfen hatte. Wie aber der Kurfürst den Marlborough, der mit den Franzosen in der Hauptsache fertig geworden war, ebenfalls heranrücken, und sich in die Mitte nehmen sah, schrie er seinen Bayern zu: „Kinder, rettet euch! Alles ist verloren!" Er hieß hierauf seine Truppen sich zurückziehen, welche gleichwohl noch das Feuer der siegenden Armee bis in die späte Nacht aushalten mußten. Das ganze Schlachtfeld war mit Erschlagenen übersäet. Zwanzig Generale und Oberste, tausend neunhundert Officiere nebst eilftausend Gemeinen zu Fuß, und dreitausend vierhundert zu Pferd, dann fünftausend vierhundert Proviant- und Muni-

tionswagen, dreihundert dreißig beladene Maulthiere, hundert siebenzehn Kanonen nebst vierundzwanzig Mörsern, hundert zweiundsiebenzig Standarten, hundert neunundzwanzig Fahnen, und überhaupt das ganze feindliche Lager, worin die französische und bayerische Kriegskanzlei, dann acht eiserne Kisten, und vierundzwanzig Fässer mit Geld vorfindig waren, fielen in die Hände der Feinde. Die Bestürzung des Königs Ludwig XIV. war dieser Niederlage gleich; und wie man ihm zumal sagte, daß jene fünfzehn tausend Franzosen, welche Tallard in das Dorf Blindheim gesteckt hatte, bis zum Ende der Schlacht, da schon alles verloren war, nicht herausgegangen wären, schlug er sich mit höchster Wehmuth vor die Stirne, und rief ein über das andere Mal aus: „Fünfzehn tausend Franzosen gefangen, ohne einen Schuß zu thun!“ Dieser allgemeine Krieg, bei welchem der Kurfürst Max II. von Bayern am meisten verlor, indem er (nebst seinem Bruder, Joseph Clemens, Kurfürst von Köln) in die Reichsacht erklärt, und Bayern unter die österreichische Verwaltung gesetzt worden ist, wurde mit abwechselndem Glück zwölf Jahre fortgeführt, bis endlich zwischen England und Frankreich, zwischen Frankreich und Portugal, zwischen Frankreich und Preussen, zwischen Savoyen und Frankreich, zwi-

schen Holland und Frankreich besondere Verträge geschlossen, dann zwischen dem Kaiser und Frankreich vom Prinzen Eugen und dem Marschall von Villars zu Rastadt (einem Lustschlosse in der Niedermarkgrafschaft Baden) 1713 Friedensverhandlungen entworfen, und diese darauf auf einem andern Zusammentritt 1714 zu Baden im Aargau im Namen des Reiches vorgeschlagen, und endlich den 7. September geschlossen, und den 9. Okt. gänzlich bestätiget worden sind. Frankreich behielt Landau und Elsaß, wogegen es Freiburg, Breisach und Kehl wieder herausgab; dem Erzhause Oesterreich wurden die Königreiche Neapel und Sardinien, dann die spanischen Niederlande nebst den Herzogthümern Mayland und Mantua, zu Theil. Alles übrige wurde in den Stand, wie es vor dem Tod des Königs Karl II. gewesen, zurückgesetzt.

Zustand der Volkskenntnisse und Begriffe zu Anfang dieses Jahrhunderts. Vervollkommnung derselben.

Wir kommen nun wieder auf das Wichtigste der Geschichte vernünftiger Wesen, auf

die Geschichte der menschlichen Vervollkommnung zurück. Wenn Kriege manchmal nothwendig, Siege rühmlich und wünschenswerth sind, so sind sie es bloß in der Rücksicht, weil man durch einen befestigten Besitz seines Eigenthumes Ruhe und Sicherheit erlangt, die Naturgeschenke dieses Eigenthums in aller Fülle wirthschaftlich zu pflegen, und weislich zu genießen, und seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten den Grad von Vollkommenheit zu geben, zu dessen Erreichung Gott dem Menschen (seinem Ebenbild) Lust, Kraft und Anlage gegeben hat. Außer dem ist aller Soldatenmuth ein schimpfliches Handwerk, und alle Ländervergrößerung ein thierischer Unsinn. Im Grunde rühren ja auch allgemeine kriegerische oder politische Völkerdrangsale von der Verfinsterung des Verstandes, und von der Verwilderung des Herzens her, so daß ein fortgesetzter Anbau, und ein edler Gebrauch seiner Seelenkräfte das einzige Mittel ist, diesen Zustand von Glückseligkeit, nach welchem in das Herz eines jeden Menschen eine stete Sehnsucht gelegt ist, zu befördern. Die Geschichte und Erfahrung von achtzehn Jahrhunderten (so wie überhaupt die Geschichte aller Völker und Zeiten) überzeugt uns dessen, und nöthigt uns gleichsam, den Faden der Aufklärung und der Anbauung unsers Verstandes wieder anzu-

binden und fortzuführen, welcher seit der Einführung des Christenthums angelegt, dann von Karl dem Großen wohl befestigt und ausgebreitet, dann in den mittlern Jahrhunderten wieder mißkannt und verunstaltet, dann durch die Religionsunruhen im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert neuerdings gehemmt, aber endlich in unsern Tagen glücklich hervorgefunden, und verbreitet worden ist.

Im fünfzehnten Jahrhundert hatte man einzeln, und im sechzehnten häufig angefangen, die Schriften der alten Griechen und Römer (welche schon wegen ihrer ausgebildeten und geistreichen Sprache, aber noch mehr wegen der Kenntnisse und Gefühle, welche sie dem Leser mittheilen, unbeschreiblich schätzbar sind) zu lesen und lieb zu gewinnen, und es thaten sich bereits klassische Männer, von deren Bemühungen sich ungemein viel Gutes erwarten ließ, hervor. Wie nun in eben diesem Jahrhundert Religionsunruhen, und daraus langwierige Kriege entstanden, wurde der Fortgang der Wissenschaften theils neuerdings gehemmt, und auf ruhigere Zeiten verlegt, theils nahm er eine ganz andere Wendung. Das nördliche (meistens protestantische) und das südliche (meistens katholische) Deutschland hoben unter sich allen Umtausch wechselseitiger Kenntnisse auf, und trennten sich von einan-

der, wo sie konnten, in ihren Begriffen und Absichten. In jenen war man zwar höchst beeifert, überall Volksschulen zu errichten, aber bloß in der Absicht, die Jugend in der lutherischen oder calvinischen Lehre zu befestigen, und ihr die, hierauf zielenden, Erklärungen der Bibel nachdrucksam einzuprägen; im südlichen Deutschland entgegen wurde unter dem Volke alles Bibellesen eingestellt, und dasselbe bloß in der katholischen Lehre, ohne vieles Beweiseführen, unterrichtet. Beiderseits scheute man den fernern Untersuchungsgeist; und wiewohl die Theologen anfangs gezwungen waren, bei ihren Disputen die Regeln der Kritik, und die Kirchenhistorie nebst andern damit verbundenen Wissenschaften, in etwas zu Hilfe zu nehmen, sohin auf diese Wissenschaften sich zu verlegen; so zogen sie doch bald beiderseits wider ihre Cirkel von innerer Ruhe und von Selbstbehagen um sich her, und viele, welche fortfuhren, zu dem Volke, nach ihrer Art, in Schriften zu sprechen, glaubten alles zu erschöpfen, wenn sie einander haßten, und auf das Unanständigste schimpften, verdammten, und in alle Ewigkeit vermaledeiten. Unbeschreiblich war darum auch der Haß und Abscheu der verschiedenen Religionsverwandten gegen einander, und Heiden, Juden und Türken wurden mit weit duldsamern Augen als

Protestanten oder von diesen die Katholiken betrachtet. Da nunmehr der Abfall von der Religionslehre seines Landes die entsetzlichste aller Missethaten, und sohin nichts Schrecklicheres und Gefährlicheres, dabei auch nichts Leichteres war, als in den Verdacht, daß man nicht orthodox denke, zu verfallen; so getraute sich niemand mehr, auch in Dingen, über deren Verbesserung oder Abstellung man ehemals laut und ungescheut sprechen durfte, seine Meinung zu sagen, und die Beschwerden der deutschen Nation, so wie die auffallendsten Mißbräuche wurden nicht mehr berührt. Diese zwangvolle Verlegenheit drückte die Kräfte und den Muth der Seelen nieder, und die Priester, die selbst am ersten darunter litten, theilten die Fassung ihres Gemüths bei allen Gelegenheiten ihren Gemeinden mit, und überzogen ihre Lehre und Moral, und überhaupt das menschliche Leben mit einer gewissen Härte und Traurigkeit von grämlichen Begriffen und Vorstellungen, wodurch der arme (zumal der mit einer stärkern Einbildungskraft begabte) Mensch mit tausend kläglichen Gefühlen von peinigender Unruhe, Schwermuth, und Bangigkeit niedergedrückt, mehr mit Angst, Schrecken und Zaghaftigkeit, als mit unbefangener reiner Liebe, und kindlichem Vertrauen empor zum Vater der Liebe sieht. Diese (überall,

mehr oder weniger, ausgebreitete) Düsternheit, und einsiedlerische Vorstellung dieses Lebens auf Erden (welche Erde ihnen dann auch ein lauteres Jammerthal, so, wie das Leben eine lautere Noth und Gefahr ist) erhält sich bis diese Stunde vorzüglich unter protestantischen Gemeinden, worin mancher Hausvater, wenn er recht geängstigt und traurig ist, sich einbildet, nach altem Schrot und Sinn recht erzprotestantisch und evangelisch fromm zu seyn.

Die Katholiken wurden noch ungleich mehr unter die sorgfältigste Obsicht genommen; aber was die Freude und Fröhlichkeit des Lebens betrifft, so ist schon das äußere ceremonienreiche Wesen ihres Gottesdienstes, und schon das Innere ihrer Tempel mit tausend erfreulichen, trostreichen, und anziehenden Bildern angefüllt, welche unaufhörlich die Güte und Barmherzigkeit Gottes predigen, und dem wankenden und zerschlagenen Rohr überall Versöhnung, Hülfe und Zuflucht versprechen. Was nun jene Obsicht anbelangt, so kann man sich davon einen Begriff machen, daß, noch nach der Kirchenversammlung von Trient, welche doch die Vermehrung der Bettelorden ausdrücklich verbietet, ganze Länder (und unter denselben vorzüglich Bayern) mit allen Arten dieser Orden angefüllt, und diese Länder ganz nach dem Urbilde ihrer Hauszucht gebil-

det worden sind. Da jeder dieser Orden seine eigenen Wunderbilder, Andachten, Processionen u. dgl. zählt, und befördert, so braucht man vernünftigen Menschen wieder nicht zu sagen, ob nicht das Volk dazu gewöhnt werden mußte, mehr auf das Aeußere und Zufällige zu sehen, und seine Befriedigung mehr in der Beobachtung freiwilliger und meistens zerstreuender Andachten, als im thätigen Wandel und in der Ausübung eines christlichen Lebens zu suchen. Auch die bemittelten Orden beider Geschlechter wurden ohne Einschränkung vermehrt, und mit einem Wort ganze Länder wurden klösterlich und ascetisch, und versanken in eine gewisse sinnliche Genügsamkeit, Ruhe und Trägheit des Geistes, bei welcher die Kultur der Geistesgaben nicht weiter gekannt wird. Das ganze menschliche Leben (versteht sich, daß sie dabei nur immer wohl zu essen und zu trinken hatten) war ihnen ein schnöder Tand, um welchen viel besorgt zu seyn, der Mühe nicht lohnte, und das Streben nach Wissenschaften war ihnen ein gefährlicher Vorwitz und Hoffartsgeist. Die ersten (der im Jahre 1543 gestifteten) Jesuiten, (welchen man, mit einem unbeschränkten Zutrauen, den allgemeinen Nationalunterricht anvertraut hatte) hielten sich an das (anfangs allen deutschen Schulmännern gemeinschaftliche) System, bei

dem Punkt, welchen die wissenschaftliche Aufklärung im sechzehnten Jahrhundert erreicht hatte, aus dem Grund, damit ja keine neuen Unruhen sich ergeben möchten, still zu stehen; und diejenigen, welche nach einem Paar Menschenaltern nachgerückt, und bereits in einem ungleich geschmacklosern Zeitalter geboren, und gemäß demselben unterrichtet und gebildet worden waren, wußten selbst nicht mehr, daß sie nicht fortschritten, sondern glaubten, genug zu thun, wenn sie nur andern wieder pünktlich zurück ließen, was sie empfangen hatten. Unmöglich konnten auch unter den auserlesensten Köpfen die wahren Wissenschaften jemals einen höhern Schwung bei einer Verfassung nehmen, wo es keinem frei stand, sein Fach sich zu wählen, oder die ganze Zeit seines Lebens sich demselben zu widmen, und Urmänner, wie Leibniz und Kepler, und andere, welche durch die kühne Größe ihres Geistes Könige ihres Zeitalters und künftiger Jahrhunderte geworden, konnten hier schwerlich hervorgehen. Ueberhaupt zu reden aber war der Gang der Gelehrsamkeit sowohl, als des Volksunterrichtes, in ganz Deutschland, in seiner Art überall gleich. Jedes Land scheute und fürchtete das andere; kein Schritt geschah vorwärts, und die Regierungen wachten sorgfältig, damit es ja niemand einfallen möchte, klüger, als andere waren, zu werden.

In solchen Wissenschaften, wo schon die alten Römer auf gewisse Weise selbst noch Anfänger, und worin seit ihrem Verfall kaum ein und andere Versuche gemacht worden waren, geschah so viel, als nichts. So blieb die Naturlehre oder Physik immer noch in ihrer ersten Kindheit, wie dann auch die unzähligen albernen Meinungen und Irrthümer, welche aus der Unwissenheit dieser unentbehrlichsten und edelsten Wissenschaft unvermeidlich entstehen müssen, bis auf die letzten Zeiten herrschend geblieben sind. Der Glaube an die Zauber- und Hexenkunst erhielt sich von den Heiden, deren Dummheit nothwendig auf diesen Glauben, so wie auf tausend andere Aberglauben, verfallen mußte, durch alle Jahrhunderte fort, und erhält sich da noch, wo eine grobe Unwissenheit statt hat. Wer einzelne Einsichten, oder gewisse Kenntnisse der Naturkräfte besaß, wurde von jeher als ein Zauberer verdächtig, und gewöhnlich als ein solcher behandelt. Als der Arzt Galenus im zweiten Jahrhundert zu Rom einen Kranken schnell durch eine Aderlaß heilte, wurde ihm die Stadt verwiesen. Der Bischof Virgil zu Salzburg kam wegen seiner Behauptung, daß es, außer den drei damals bekannten Welttheilen, noch einen vierten gebe, in den Bann. Karl der Große verbot, aus gleichem Mangel vorräthi-

ger Einsicht, in allem Ernst, daß niemand ein Wetter machen sollte; und im dreizehnten Jahrhundert wurde Albert der Große, Bischof zu Regensburg, wegen seinen, damals außerordentlichen, Einsichten in die Natur und Mechanik, als ein Zauberer verschrieen. Selbst Kaiser Karl V., da er sich in seiner Einsamkeit manchmal mit der Verfertigung verschiedener künstlicher Maschinen die Zeit vertrieb, verfiel bei den Mönchen zu St. Just in den Verdacht, daß er mit den unsichtbaren Wesen in Verbindung stehe, und noch im Jahre 1621 grämte es dem großen deutschen Kepler beinahe das Herz ab, daß man seine betagte Mutter der Zauberei beschuldigt, und sie in die Gefahr, auf dem Scheiterhaufen sterben zu müssen, gebracht hatte; und er selbst, der große Mann, der Vorgänger und Lehrer Neutons, mußte seinen hauptsächlichsten Unterhalt damit suchen, daß er Kalender, worin Prognostika oder Wahrsagungen standen, herausgab, und auf Begehren den Himmel durch die damals üblichen astrologischen Künste zu Rath zog. Ueberhaupt waren, zu Folge so roher Begriffe und mangelhafter Kenntnisse der Natur und ihrer Kräfte, alle Arten von Aberglauben, zumal solche, mit denen schauerliche und mystische Vorstellungen verbunden waren, in öffentlicher allgemeiner Uebung, und die

Goldmacher, Schatzgräber, Geisterbeschwörer, Wahrsager, Wettermacher u. dgl. trieben ihre kindischen, und gewöhnlich auch sehr nachtheiligen Possen gleich einem Handwerk. Und damit ja nichts mangeln möchte, den Glauben und Hang nach solchen Dingen mit unaustilgbaren Geprägen in die Gemüther der gemeinen Leute zu drücken, so zogen (noch unlängst) auf den öffentlichen Schrannen und Jahrmärkten Leute herum, welche auf einem öffentlichen Gerüst standen, und eine Profession davon machten, dem sich herzudrängenden Volke auf großen Tafeln gemalte Geschichten von Gespenstern, Zaubereien, Mißgeburten, Hexentänzen, und von wunderseltsamen Dingen, welche sich mit Malefikanten, Schatzgräbern, Räubern und Mördern in tiefen Wäldern, und grausen Nächten, auf Kirchhöfen, oder auf Schädelstätten zugetragen hätten, mit feierlichem Ernst um Geld zu erzählen, wie dann auch Lieder eben dieses Inhaltes von sogenannten Bänkelsängern allenthalben gesungen, und dem Volke mitgetheilt worden sind. Niemand kümmerte sich darum; und wenn man nur von Glaubenssachen nichts sprach, und nicht zu wenig glaubte, so durfte man, nach Belieben, zu viel glauben, so viel man wollte. Zwar nahmen rohe, verwilderte Sitten und öffentliche Missethaten in einem

entsetzlichen Grade zu; aber die Gesetzgebung wurde dadurch wenig gerührt, und sie giebt uns ein trauriges Beispiel, wie weit die menschliche Natur ohne Kultur ihrer Fähigkeiten und Denkkräfte herabsinken könne, da sie, statt im Geringsten darauf zu denken, Verbrechen zu mindern, sich ein Fest daraus machte, Verbrechen zu strafen. An die Stelle der ehemaligen Gottesurtheile wurden zuerst von militärischen Personen, welche in den mittlern Zeiten des Faustrechtes den Blutbann ausübten, und davon einen Theil ihres Unterhaltes zogen, die unbegreiflichen Torturen (für das ungewisse Verbrechen) erfunden, und man entweihte die ganze menschliche Natur, indem man seinen Verstand, statt ihn mit edlen Erfindungen und Rathschlägen zur Veredlung des Menschen anzustrengen, dazu anstrengte, verschiedene Arten und Grade von Peinen zu erfinden, und (welches eine natürliche Folge war) durch den beständigen Gebrauch derselben die Gemüther des gemeinen Volkes in einen Abgrund von Empfindungslosigkeit, von thierischer Niederträchtigkeit, und den schrecklichen Begriffen von Niedrigkeit der erhabenen menschlichen Natur zu versenken. Die Worte: „Peinliche Halsgerichtsordnung K. Karls V." erweckten eine allgemeine, dumme, hinstarrende Ehrfurcht. Die peinlichen

Executionen waren die feierlichsten Unterhaltungen, und Galgen und Räder auf allen öffentlichen Straßen, und vor allen Städten und Flecken erbaut, die einzigen öffentlichen politischen Denkmäler, welche das Volk hätten belehren sollen; genug davon.

Nachdem seit Luthers Zeiten 200 Jahre verflossen waren, wo die Fürsten mit allen Verbesserungen (welche zumal nur von weitem einen geistlichen Namen trugen) einhielten, wo die nördlichen und südlichen Deutschen, oder die Protestanten und Katholiken überhaupt alle Gemeinschaft der Gelehrsamkeit unterbrochen hatten, schien man endlich wieder zu begreifen, daß man mit einander reden, daß man sich über wissenschaftliche und andere Dinge mit einander berathschlagen könne, ohne sich wegen Glaubenssachen einander anfallen zu müssen. Man begriff, daß man auch bei ungleichen Meinungen und Dogmen, wenn man nur im Wesen der Moral gleiche Grundsätze hat, sich einander viel Nützliches sagen, sich einander herzlich ehren und lieben könne, und sich einander in manchen noch ganz unbearbeiteten Fächern viel lehren, oder entgegen lernen könne, und man wurde neuerdings für die Erforschung, Erkenntniß und Annahme alles Guten und Brauchbaren geneigt und empfänglich.

Eine Begebenheit, welche sich in Frankreich zutrug, machte, daß die Gelehrsamkeit und die Bildung des Verstandes weit eher im nördlichen, als im südlichen Deutschland begann. Die aus Griechenland anfänglich nach Italien gewanderte Gelehrsamkeit fand in Frankreich frühzeitig Eingang. König Franz I. liebte die Wissenschaften mit persönlicher Neigung, und zog eine Menge Gelehrte an seinen Hof. Nachher ließ Ludwig XIV. den Wissenschaften so wie den Künsten allen Schutz und jede Aufmunterung angedeihen, und zumal haben dessen berühmte Minister und Kardinäle, Richelieu und Mazarin, als erleuchtete, tiefsehende Staatsmänner, wohl begriffen, daß unendlich mehr mit einem aufgeklärten, als mit einem dummen, sohin zu allem Guten trägen und schwerfälligen Volk auszurichten, und daß demnach die Sorge, bürgerlichnützliche Kenntnisse, gute und edle Gefühle, gute Gesinnungen des Edelmuths, der Menschlichkeit, des tugendhaften Stolzes und der Freundschaft u. dgl. durch gute Schriften, durch Vorstellungen der Kunst u. dgl. in allgemeinen Umlauf zu bringen, zu den ersten Pflichten, und Staatsgrundsätzen eines wahrhaft nützlichen Ministers gehören. In Kurzem veredelte sich alles; die französische Nation wurde (bis auf die Art, sich zu kleiden u. dgl.) das Muster für andere Völ-

ker, und ihre Sprache durch gute Schriftsteller veredelt und verfeinert, wurde die Sprache der Welt. Nun wurde im Jahre 1685 ein gewisses königliches Edikt von Nantes, wodurch ehemals im Jahre 1598 König Heinrich IV. den Reformirten die völlige bürgerliche Religionsfreiheit bewilliget hatte, wieder zurückgenommen, und bei diesem Anlaß flüchteten sich ganze Colonien der geschicktesten Leute nach Norddeutschland, wo sie sich durch ihre edlen und gefälligen Sitten und Manieren, und durch ihre feine Sprache den Zutritt zu allen Höfen und großen Gesellschaften öffneten, und die vollkommenen Meisterstücke ihrer Literatur allenthalben verbreiteten. Die entsetzlichen Kriege, welche in Deutschland noch immerhin fortdauerten, hinderten zwar eine Zeitlang die schnellere Verbreitung eines bessern Geschmackes; doch sangen und dichteten noch im vorigen Jahrhundert Martin Opiz, Logau und Caniz, bis in unsern Tagen Haller, Gellert, Klopstock, Wieland, Geßner, Lessing, Lichtwehr, Ramler, Sulzer, Mendelson, Winkelmann u. a., und beinahe in jedem Fache der Gelehrsamkeit klassische Schriften, oder klassische Versuche erschienen sind.

Kaiser Joseph II. besucht den König Friedrich II. im Lager bei Neiß den 25. Aug. 1769.

Auch einen klassischen Fürsten sah unser Jahrhundert, Friedrich II., Kurfürsten von Brandenburg, und König von Preußen. Nicht deßwegen allein, weil er von der Natur große Anlagen erhalten hatte, (Menschen, und darunter Fürsten mit großen Anlagen sind ohne Zweifel so selten nicht, als man wähnt) sondern weil er einsah, daß das Wichtigste auf dem Throne, so wie in jeder Rolle des Lebens darin bestehe, ein Mensch mit wahrer Wissenschaft, und ein Mann mit Verstand zu seyn, trat er als ein königlicher Mann mit einer gebietenden Seelengröße hervor, dergleichen unsere Zeiten, und viele vorhergehende Jahrhunderte nicht gewohnt waren, zu sehen. Er las und studirte die klassischen Schriften der Alten, und die Muster der neuen Schriften, und bildete und stärkte seine Denkungsart, seine Staats- und Kriegskunst nach den Gedanken, Beispielen und Erfahrungen der größten Menschen der Welt. Was er daher entwarf und angriff, trug das kühne, siegende

Gepräge eines großen Musters und Ideals, das unaufhörlich vor seiner Seele stand. In der höchsten Noth stand er, sich selber genug, in einsamer Sicherheit, und schöpfte Rath und Hilfsquellen aus seinem mit Schätzen an Kenntnissen bereicherten Verstand. Er erfand das hohe Einfache der Taktik, und zeigte durch sein Beispiel, wie man, wenn man Geist und Fleiß besitzt, eine überwiegende Kriegsmacht sammeln und erhalten könne, ohne der Staatswirthschaft zu schaden. Er zeigte es; aber der Geist und die Kraft, es nachzuthun, blieb in ihm. Er weckte die europäischen Höfe, und deren graue Helden und veralteten Minister aus ihrem Schlummer. Wohl sahen sie die Wirkung; aber lange nicht, woher sie kam. Sie kam nicht von der Geburt, sondern von einem großen Verstand. Alles nannte ihn, bildete, manierte sich nach ihm. Wo er war, wollte Niemand unwissend, kleinmüthig, träg und faul seyn; jeder wollte groß seyn, und etwas Großes thun und ertragen.

Seine Hauptabsicht gieng auf die Vervollkommnung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, und auf die Ausbreitung aller Arten aufklärender und nützlicher Kenntnisse durch alle Klassen und Stände seiner Unterthanen. Er glaubte, daß eine Nation, welche denken darf, am Ende wohl denken, daß

am Ende die Wahrheit in ihrer unüberwindlichen Kraft und Gestalt siegreich hervorgehen, und daß bei der ungestörten Preßfreiheit nach einiger Zeit kein schändliches und schädliches Buch mehr ans Licht treten, oder Platz nehmen werde; aber immer und immer empfahl er die Lektüre der Alten, und die Kultur der deutschen Sprache, deren Verachtung und Vernachlässigung an deutschen Höfen er (indessen er freilich selbst mit deutscher Kunst und Gelehrsamkeit zu spät bekannt wurde) gar oft beklagt hat. Wiewohl er übrigens ungleich mehr die Gelehrsamkeit, als die Gelehrten, die ihm nie genug thaten, schätzte, so wußte er sie doch (denn Gelehrte brauchen nicht viel, und die Ehre thut mehr, als das Geld) durch sinnreiche Aufmerksamkeiten, und durch seinen königlichen persönlichen Beifall zu ermuntern, wie er dann, wo er hinkam, gewöhnlich die Gelehrten des Ortes sprach, und ihnen, wo er konnte, gütlich that. Er verherrlichte den Namen seines Volkes, und man glaubte, daß man viel werth sey, wenn man ein Preusse wäre; diese äusserten auch wirklich viele Achtung für sich, und schienen, es selbst zu glauben.

Den 25. Aug. 1769 besuchte diesen grossen Menschen Joseph II. im Lager bei Neiß. Beim Anblicke desselben rief Friedrich aus: „Das ist der Größte meiner Tage!" Er schien

die künftigen Plane und Handlungen seines erhabenen Mitbruders, als welcher nach dem Ruhme der ersten und größten Menschen streben würde, geahnet zu haben. Auch dieser große Monarch, der den persönlichen Fleiß von hundert Fürsten in sich vereinigte, der über alle Macht emporringend, und dabei gegen den Geringsten seiner Unterthanen freundlich und herablassend war, unternahm, was man sich noch vor Kurzem kaum zu ahnen getraute; er rief den künftigen Zeiten, daß sie sogleich erscheinen, und rief allen Menschen, deren Beherrscher und Vater er war, zu, daß sie sich begeistern sollen, welchem Rufe sie dann auch folgten, so gut sie konnten.

Als man nun anfieng mit den Wissenschaften da wieder fortzufahren, wo man es im sechzehnten Jahrhundert gelassen hatte, als man zumal in Betreff der öffentlichen Erziehungsanstalten im ganzen Deutschland der einhelligen Meinung wurde, daß da, wo gute Volksschulen wären, bald weniger Unordnungen und grobe Laster, und entgegen tausend sittliche, bürgerliche, wirthschaftliche Tugenden sich einfinden würden, traten auch die Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts wieder auf. Die gelehrten Idioten und Pedanten schrieen nämlich wieder über eitle und gefährliche Neuerungen, und Wenige mußten die

gute Sache gegen Viele vertheidigen. Deutschlands erste Fürsten stifteten daher wieder Akademien, deren Endzweck seyn soll, im Reiche der Kenntnisse überall voranzugehen, überall Krieg mit schädlichen Vorurtheilen und Meinungen zu führen, überall Nachdenken und Einsichten auszubreiten, und den Geist und Flor der Nation zu befördern.

Nachdem Deutschland unendlich reicher, als es vor achtzehn Jahrhunderten war, an Produkten, Künsten, Handwerken, an politischen Einrichtungen, Bequemlichkeiten und edlen Bedürfnissen geworden ist, so ist es nun auch an dem, daß es unendlich reicher an innerm Seelengehalt und geistigen und bürgerlichen Vorzügen werden soll. Man hat hierin in allen, nur etwas aufgeklärten, Regierungen einerlei Ueberzeugung und Erfahrung. Mit dem Besitze großer Länder allein, mit dem Glanz einer uralten Abkunft, und mit äusserlichen Dingen alten Prunks ist bei Vorfällen, wo es auf die Freiheit, auf Vorzüge, auf den Gewinn oder die Erhaltung von Ländern ankömmt, schon nicht mehr geholfen. Man braucht, im gewissen Sinn, weniger Helden für den Krieg, als gelehrte und geübte Minister und Räthe für den Frieden, Männer, wie die Alten waren, von persönlicher Einsicht und Geschicklichkeit, und mit unbestechlicher, beharr-

licher Treue. Selbstdenkende Fürsten fangen daher auch allgemach wieder an, weniger auf Hoftalente zu sehen, und den bloß umgänglichen, liebenswürdigen, und unterhaltenden Mann, dem Weiber seine Bildung und Manieren gegeben, von dem gründlichen und brauchbaren, den Männer und Sachen hergestellt haben (in Hinsicht auf Zeiten der Noth), wohl zu unterscheiden. Wer jetzt (unter bedeutenden Männern) keinen Kopf hat, ist unter dem andern, und verliert. Was überdieß zu großen Hoffnungen berechtigt, sind die schönen Wünsche, Vorschläge und Versuche, welche in unsern Tagen (wie Blätter auf der weiten See, wenn ein festes Land in der Nähe ist) über die wichtigsten Gegenstände erscheinen, und gewöhnlich vielen Verstand, oder doch vielen Witz voraussetzen; aber nur dann, wenn erst eine zweckmäßige klassische Gesammterziehung des deutschen Adels, und überhaupt des gelehrten Standes, vorausgehen wird, läßt die wirkliche Erfüllung der schönen Komplimente sich hoffen, womit man jetzt einander beruhigt und einwiegt. Kraft und Muth und guter Wille sind vorhanden. Ist man gleich im Grund nur noch am Anfange; ist gleich noch unbeschreiblich viel zu thun; ist gleich der Wust von Schwachheiten, Mißbräuchen, Thorheiten und Mißverständnissen noch unend=

lich gross und verwirrt; ist gleich der Schwarm der dummen und boshaften Sachverderber noch ungleich zahlreich; ist gleich auch selbst der Mißbrauch bei Verfechtung der guten Sache häufig und unläugbar, so weiß und fühlt man es aber doch; so ist es doch ein Axiom, das nur der Feind des Lichts und des Menschen noch in Verdacht zieht. Es giebt kein anderes wahrhafteres Mittel, den Menschen wahrhaft glücklich zu machen, als daß man ihn (überall nach seinen Bedürfnissen) soviel nur möglich, vernünftig macht.

Aus der Geschichte deutscher Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Uralte Charakterzüge der Deutschen; Hang zur Freiheit, zur Religion; Achtung für das Frauenzimmer.

Es ist fürwahr ein recht häßliches Vorurtheil, das nur durch eine grobe Unwissenheit erzeugt werden, oder nur durch eine beinahe barbarische Gedankenlosigkeit sich erhalten kann, sich unsere urgrauen Voraltern, die alten Deutschen, als ganz unbehilfliche, durchaus rohe, und gedankenlose Barbaren zu denken. Man muß sie freilich nicht nach unsern heutigen Verfassungen, in welche uns tausend (glückliche und unglückliche, fremde und einheimische)

Veranlassungen, Entdeckungen, Erfahrungen und Verhältnisse, mit und wohl auch ohne unser Zuthun, seit achtzehnhundert Jahren versetzt haben, sondern, wie billig, nach ihrer Lage, nach ihren Hilfsmitteln beurtheilen, um dann sogleich Sitten und Anstalten wahrzunehmen, die von ungemeinem Scharfsinne zeugen, und unsere ganze Achtung und Bewunderung verdienen. Man findet dergleichen in ihren kriegerischen und friedlichen Einrichtungen und Gebräuchen allenthalben, und die folgenden Beispiele mögen davon einen Begriff geben. Die Verfassung der suevischen Völkerschaften war, vielleicht mehr als bei andern, durchaus militärisch, und derselben zu Folge hielten sie sich (ob sämmtliche, ob einzelne, bleibt dahin gestellt) an eine Einrichtung, welche nur ein Kopf von der ersten Größe entworfen, und, was noch mehr war, durchgesetzt haben konnte. Cäsar, der etwas von deutscher Art und Sitte kennen lernte, fand dieselbe im höchsten Grad bewunderungswürdig. „Niemand, sagt er, besitzt unter ihnen gewisse Aecker oder Bezirke zum Eigenthum, sondern ihre Obern und Vorsteher weisen den Völkerschaften und Familien, welche sich zusammenhalten, das nöthige Ackerland an, das sie besäen, und das folgende Jahr wieder verlassen müssen. Auf diese Einrichtung halten

sie aus der Ursache, weil sie befürchten, daß sich sonst die Leute bald an den Besitz eines Eigenthums gewöhnen, und darüber die Lust und den Muth zum Kriege verlieren, oder daß sie allmählig nach mehrerem Eigenthum trachten, die schwächern Besitzer unterdrücken, sich wider die Hitze und Kälte bequemere Wohnungen bauen, oder wohl gar mit der Begierde nach Reichthümern bekannt werden, und sich dann selbst einander beneiden und zanken möchten." Eine andere, aus einem ähnlichen Geist klugen Scharfsinns entstandene Einrichtung war noch weit allgemeiner. Wenn sie über eine wichtige Angelegenheit Berathschlagungen hielten, so geschah dieß fast immer während eines Schmauses, wobei wacker gezecht, und dadurch, und durch die muntern Gespräche, und ungewöhnliche Heiterkeit gleichsam jeder begeistert, und zu kühnen Gedanken und Einfällen gestimmt worden war. Man wird denken, daß eben dadurch mancher voreilige, unbedachtsame Entschluß gefaßt worden seyn müsse, und das möchte freilich der Fall nicht selten gewesen seyn, wenn sie ihren Entschluß auf der Stelle gefaßt hätten. Dazu waren sie aber viel zu klug. Sie hörten beim Schmause, wo jeder ohne Zurückhaltung sprach, einstweilen nur die Gedanken, und faßten erst den folgenden Tag, wenn die kältere Ueberle=

gung zurückgekommen war, ihre reife Entscheidung ab.

Gleichwie die allgemeine Nation der Deutschen in sehr viele Völkerschaften (wie eben wieder heut zu Tage) getheilt war, so waren auch bei derselben Sitten und Privatgebräuche verschieden und mannigfaltig; aber, wie alle gleichzeitige und ältere Geschichtschreiber melden, in drei Zügen und sittlichen Eigenschaften kamen sie durchaus überein, nämlich:

a) in ihrem Freiheitssinn,
b) in ihrem Religionssinn, und
c) in ihrer Achtung und seltsamen hohen Meinung von einer mehr, als natürlichen, hohen Kraft und Würde des Frauenzimmers.

Da sich die zwei ersten Eigenschaften bis diese Stunde als charakteristische Züge der Deutschen erhalten, wiewohl in ihren Bestandtheilen, Begriffen und Absichten gar sehr geändert haben, so müssen wir uns nothwendig erst deutliche Vorstellungen von dem, was sie ehemals waren, voraussetzen, um im Verfolge mit historischem Nutzen zu sehen, was, und wie sie das, was sie im Wechsel der Dinge wurden, zu unserer Belehrung geworden sind.

Nichts war, und wurde von jeher den Deutschen natürlicher, als ihr, auf jede einzelnen Personen und Familien sich erstrecken=

der Freiheitssinn. Sie wohnten nämlich, zumal wo sie sich (wie um die Zeit der Geburt Christi schon sehr häufig geschehen war) auf einer bestimmtern Stätte angesiedelt, und zu säen und zu pflanzen angefangen hatten, aus Hang und Grundsätzen, einzeln, und hatten ihre Wiesen und Felder um sich herum. Keine Familie bekümmerte sich im Geringsten um die andere, und jede handelte für sich, wie ein eigener, ganz abgesonderter, kleiner freier Staat, mit der uneingeschränktesten Willkühr. Jede Familie sah allein auf ihren Hausvater, und dieser stand königlich, und mit dem mächtigen, trotzenden Gefühle seiner Unabhängigkeit, groß und aufrecht, in eigner persönlicher Würde, da, und hatte schlechterdings keinen Begriff davon, wie noch jemand in der Welt befugt seyn könne, von seiner Haushaltung einige Einsicht zu nehmen. Diese Unabhängigkeit ist übrigens nur vom Hause oder Hofe eines jeden, und von desselben innerer Einrichtung und Regierung zu verstehen, und man muß sich die Sache nicht so vorstellen, als wenn es ganz und gar keine Verhältnisse gegen Nachbarn, und gar keine Gemeinden gegeben hätte. Dieß war auch, (außer sie hätten viele Stunden weit auseinander gewohnt) gar nicht möglich. Mehrere Familien lagen um einen Wald, um eine Gemeindeweide, und jede wollte

das, was vor ihr lag, benutzen. Hier hatten sie nun die Wahl gehabt, sich in ewigen Fehden einander auszurotten, oder gütlich übereinzukommen, wie sie das Gemeingut benutzen wollten. Natürlicher Weise wählten sie das Letztere. Die Hausväter traten auf den Gemein= oder Mahlplatz (Mahlstatt) zusammen, und vertrugen sich wechselseitig über das Recht, das jedem der Anwesenden auf dem Gemeinplatz zustehen sollte. Weil nun forthin keinem derjenigen, welcher an einem solchen Vertrag einmal Theil genommen hatte, etwas Unfreundliches begegnen konnte oder durfte, so ward ein solcher Vertrag der Friede genannt. Sie fügten auf alle Fälle noch einen Vertrag (nach der Art, wie es noch jetzt bei Zünften in kleinen Händeln und Ungebühren üblich ist) hinzu. Sie sagten, und kamen überein, daß, wer den Vertrag nicht halten, und den Frieden brechen würde, so und so viel an den beschädigten Theil, oder an die Gemeinde vergüten, und wenn er sich nicht fügte, von dem Gemeindsrecht ausgeschlossen seyn sollte. So setzten sich demnach die Hausväter ihre Rechte selbst, und zwar als freie Leute, weil alles durch eine freie Uebereinkunft (compositio) geschah. Eine weitere, eben so natürliche Folge war, daß solche Hausväter bald anfiengen, sich als eine Gemeinde zu betrachten, welche durch

nähere Bande von wechselseitigem Nutzen und Freundschaft verbunden war.

Diese Angelegenheiten waren und blieben aber nicht die einzigen gemeinschaftlichen. Die Gefahr, welche ihren Heerden von ziehenden reissenden Thieren, oder welche ihrer Freiheit, oder den Rechten, über die sie sich einmal in einen ordnungsmäßigen Besitz gesetzt hatten, bevorstand, forderte ebenfalls einen wechselseitigen gemeinschaftlichen Beistand. In solchen Ereignissen mußte jeder Hausvater einer Gemeinde persönlichen Dienst leisten, nachdem man sich zuvor verabredet hatte, wie derjenige bestraft werden sollte, der sich würde zu Schulden kommen lassen, keinen Dienst zu leisten, oder denselben zu verlassen. Die Strafen, welche sie sich auf Vergehungen im Vertheidigungs- und Kriegsdienst bestimmt hatten, waren, wie dann auch die Sache selbst von ungleich wichtigern Folgen war, ungleich härter, als jene, welche auf den Friedensbruch gesetzt waren. Auf eine geflissentliche Saumseligkeit im Kriegsdienste wurden nicht selten sogar Schläge, und auf das Herisliz (losreissen, schlitten, sich schlitzen vom Heer) wurde der Tod bedungen. Alle übrigen Fälle und Handlungen aber, welche keine unmittelbare, oder welche nicht gleich auf der Stelle eine Wirkung oder Aenderung in der Gemeinde

nach sich zogen, wurden lange nicht für Angelegenheiten der Gemeinde angesehen. Eine Mordthat z. B. wurde von der Gemeinde nicht geahndet, sondern der nächste Anverwandte des Ermordeten, oder auch der Familienvater hatte das Recht, sich von dem Todtschläger, oder dessen Familie, selbst eine gemäße Genugthuung zu verschaffen, welche in Erlegung einer Summe Geldes bestand. Da hierin manche Ungelegenheit vorgefallen seyn mochte, so wurde endlich auch hierüber von den Hausvätern etwas Bestimmtes festgesetzt. So machten sie es nach und nach mit mehrern Verbrechen und Unordnungen, wobei es im Verlaufe der Zeit endlich dahin kam, daß ordentliche Sammlungen dieser Einverständnisse, oder festgesetzten Pakte zusammengeschrieben wurden. Die ältesten uns bekannten geschriebenen Gesetze dieser Art wurden von den salischen Franken, oder vielmehr von vier erfahrenen Männern, denen sie den Auftrag machten, das, in jedem Falle herkömmliche, Gesetz zu bestimmen, um das Jahr 422 veranlaßt, welchem Beispiele bald nachher die Allemannen, die Bayern, die Thüringer, Angeln, Sachsen und Friesen, u. a. m. gefolgt sind.

So unvermeidlich es unsern Voraltern war, unter sich selbst über die wichtigen Vorfälle ihres Lebens gewisse Verträge, oder Gesetze zu

errichten, so nothwendig war es, die Bewachung und Vollziehung dieser Gesetze einigen Hausvätern zu übertragen, und sich in Friedenshändeln durch Obmänner oder Richter auseinander setzen, in Kriegsvorfällen durch Hauptleute anführen zu lassen. Diese unvermeidliche Nothwendigkeit zog aber hauptsächlich und frühzeitig die Folge nach sich, daß einige Hausväter anfiengen, auf sich, auf ihr Haus, und ihre Familie eine größere Meinung und Achtung zu ziehen, und vornehmer, und edler als andere zu werden. Wider diese allmählige Entstehung von mehr und weniger Glanz, Macht und Reichthum unter den Familien war (und ist an sich, nach dem natürlichen Lauf und Fortschritt der Dinge) keine Verwahrung möglich. Es war natürlich, daß man einen Hausvater, der sich in der letzten Fehde als einen außerordentlich geschickten und beherzten Hauptmann gezeigt, und der sich das Zutrauen seiner Gemeinde erworben hatte, bei folgenden Fehden nicht wieder abdankte, daß man sich sohin gewöhnte, sich auf seine Einladung zu versammeln, seiner Anführung zu folgen, und Ehrfurcht für ihn zu haben, und wenn dieses Hauptmanns Sohn und Enkel in gleiche Fußstapfen trat, endlich den ganzen Stamm, aus welchem so wichtige Leute kamen, besonders auszuzeichnen. Da die Hauptleute, so wie

die Richter, auch Geschenke bekamen, dann einen Theil von den Strafgeldern, und einen größern Antheil an Land und Leuten, wenn eine Eroberung geschah, erhielten, so wurden sie auch reicher und mächtiger. Heirathen und Glücksfälle mögen ebenfalls beigetragen haben, einem solchen Hauptmannsgeschlechte mehrere Vorzüge zu verschaffen; und auf diese Weise, da einige zurückblieben, andere fortschritten, erschienen zuletzt gemeine und edle Hausväter, und aus den Geschlechtern dieser letztern giengen die nachmaligen Grafen oder Richter, Fürsten, Herzoge und Könige hervor. Man unterschied die Edeln dadurch, daß man auf ihre Verletzung ein höheres Straf- oder Wehrgeld schlug, sohin ihre Personen wichtiger machte, und gleichsam heiligte, ohne ihnen indessen das Geringste, was in die Freiheit der gemeinen Hausväter einigen Eintrag hätte machen können, zu gestatten. Sie durften nicht befehlen, daß man zum Gemeindienst sich stelle, (wiewohl zumal im Kriegsdienst die strengste Zucht war) sondern sie konnten nur einladen, und auffordern. Sie mußten, wenn sie Parthei wurden, gleich andern zu Recht stehen, und wurden in keinem Fall geschont. Fügte einer sich nicht, so sprach die Gemeinde über ihn die Verbannung aus, und zündete sein Haus an.

Eine natürliche Folge des gemeinen Freiheitsgeistes der Alten war ihr gemeiner Kriegsgeist, welchen man daher mit jenem immer für Eines hält. Ein Hausvater war nämlich nur den Verträgen seiner Gemeinde verpflichtet, welche durch einen auf einer Stange errichteten Haarzopf (gleich den bei den Türken noch üblichen Roßschweifen) oder Sandarte vorgestellt, und worin jeder einzelne wehrhafte Mann durch ein einzelnes Haar oder Faden angezeigt wurde. Hatte einer mit dem Genossen einer fremden Gemeinde Händel, so mochte er sie nach Belieben und Willkühr mit ihm ausmachen. Dieß war dann auch der unaufhörliche Fall, und (wie noch heut zu Tage in Amerika, wo noch die nämliche Verfassung herrscht, auch die nämliche Gewohnheit und Erscheinung vorhanden ist) nicht nur einzelne Familien, sondern ganze Gemeinden lagen mit andern, oft sehr entfernten, Gemeinden im ewigen Krieg, so, daß, weil der Krieg das tägliche und einzelne Handwerk des Hausvaters war, jeder dazu geeignete streitbare Mann schlechtweg eine Wehre, sein Recht ein Wehrrecht, genannt war. Gemeindshändel giengen alle an; aber in persönlichen Händeln mußte gleichwohl jeder sich selbst um Theilnehmer, oder Mitstreiter umsehen. Hier kam wieder jedem sein Reichthum an Ländereien zu stat-

ten. Wer mehr geben, und besser belohnen konnte, hatte ein zahlreicheres und stattlicheres Gefolg. Fürsten und reiche Edle hielten sich dergleichen immerwährend, und räumten ganzen Familien entbehrliche Ländereien und Höfe mit diesem Vertrage ein, daß sie ihre Kriegsleute (Leute, Lehenträger) seyn sollten, welches ihnen dann den Weg zur Herrschaft über ganze Völkerschaften, und zur Vereinigung derselben zu Nationen gebahnet hat. Da die Hausväter nicht das Geringste arbeiteten, (alles nämlich mußten die Knechte, oder Sklaven thun) da sie von dem Endzwecke ihres Daseyns in diesem Leben gar keinen andern Begriff hatten, als daß sie Wehren seyn sollten, so fanden sich überall Leute in Menge, welche Wehrdienste, oder vielmehr, welche eine Gelegenheit suchten, durch Wehrdienste sich auszuzeichnen. Es gab Völkerschaften, wo eine Art von Geringschätzung auf jedem lag, der nicht darthun konnte, einen, oder mehrere Feinde erlegt zu haben. Auch konnte der Sohn eines Wehres keiner Gemeindsversammlung beiwohnen, noch des verherrlichenden Namens eines Mannes sich erfreuen, bis er hinlängliche Proben seiner geprüften Geschicklichkeit im Kriegsdienst abgelegt hatte. Er mußte vorher lange als gemeiner Jung und Knappe unter irgend einem Gefolge gedient, und sich abgehärtet, sich

inständig geübt, und brav, geschickt und beherzt gezeigt haben, bis ihn die Gemeinde für mann= oder wehrhaft erklärte. Dieß geschah während eines Freudenmahls nicht ohne gottesdienstliche Feierlichkeit, wobei dem jungen Wehre eine Lanze dargereicht ward, die er dann, weil sich beständig eine Gelegenheit fand, von derselben Gebrauch zu machen, auch beständig mit sich trug. Was nebenher den Kriegsdienst nothwendig zu einem Ehrenstand machen mußte, so war nur der Wehre, das ist, der freie Mann waffenfähig, und befugt, Waffendienste zu leisten, und dieser Ehre war kein Sklave fähig, als der in ihren Augen wie in einem Abgrund von niedrigem Zustande lag. So hochgesinnte Menschen konnten nicht anders, als alles, was hoch, groß und erhaben war, mit ihrer Vorstellungsart umgeben, und das Wohlverhalten im Krieg für das einzige und höchste Verdienst eines Menschen erklären. Und gleichwie sich bei einem Verstand von grober Eingeschränktheit von dem höchsten Wesen jeder einen Begriff nach seiner Lebensart, nach seinem Beruf und Gewerb macht; so hielten jene Gott für den ersten und unüberwindlichsten Kriegsgott, der bei einem Wehre auf nichts sehe, als ob er stark, muthig und beherzt, und mit Blut und Narben geziert wäre. Der h. Arnulph traf eines Ta-

ges einen vornehmen Herrn in Thüringen in der größten Bestürzung und Wehmuth an, worin ihm derselbe kaum noch zu sagen vermochte, daß sein naher Anverwandter, ein hoffnungsvoller Jüngling, mit einer gefährlichen Krankheit behaftet, und daß er seiner Seits eben im Begriffe wäre, demselben, ehe er sterbe, den Kopf abzuhauen, damit ja sein Vetter in der andern Welt bluttriefend erscheinen, und sohin das Wohlgefallen der Götter um so gewisser auf sich ziehen möchte. Man vollzog dieß an den Todtkranken sehr allgemein. Man zweifelte auch nicht, daß der Himmel nichts Angelegeners hätte, als den Tapfern beizustehen, und durch einen glücklichen Ausgang sich für sie und für ihre Absicht zu erklären. Dieser Glaube erhielt sich noch viele Jahrhunderte, nachdem schon das Christenthum sich allgemeiner verbreitet hatte, fort, und der fränkische König Pipin (Vater Karls des Großen) sprach noch im Jahre 743 zuversichtlichst aus diesem Tone. Er war im gedachten Jahre mit einer großen Armee wider die Bayern gezogen, und kam bis an den Lechfluß, wo ihn diese erwarteten. Er hatte zu einem Kriege eben nicht die triftigste Ursache, und ein päbstlicher Nuntius, Sergius genannt, der sich, nebst andern Bischöfen, im bayerischen Lager befunden, und von der Be=

schaffenheit der Sache unterrichtet hatte, machte hierüber dem Könige der Franken Vorstellungen, wobei er vorbrachte, daß er ihn im Namen des heil. Peter und des Pabstes von dem ungerechten Kriege abzumahnen, und ihm den Rückzug zu bedeuten hätte. In der darauf folgenden, einer sehr finstern, Nacht setzte Pipin durch List über den Lech, eroberte das Lager der unvorbereiteten Bayern, und bekam sogar den Nuntius gefangen. Pipin ließ ihn zu sich rufen, und indem er ihm wegen seiner Ermahnung einen gelinden Verweis gab, setzte er hinzu: „Unmöglich kann der heil. Peter, oder der Pabst einen Auftrag an mich dir mitgegeben haben. Hätte der h. Peter gesehen, daß ich nicht die gerechte Sache habe, so wäre er mir heute nicht beigestanden; aber nun durch eben diesen Beistand des Fürsten der Apostel, und durch das Urtheil Gottes, auf das ich es willig ankommen ließ, bist du überwiesen, daß die Bayern und ihr Land von nun an mir angehören."

Ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, nämlich zu Cäsars Zeiten, sollen die Deutschen noch keine andern Gottheiten, als die Sonne, den Mond, und das Feuer, oder die allgemeinern Wesen, die ihnen sinnliche Wohlthaten erwiesen, und Licht und Wärme verschafften, verehrt, zu Tacitus Zeiten aber,

oder hundert fünfzig Jahre später, sollen sie schon eine Menge Gottheiten gehabt haben. Es ist aber wahrscheinlicher, daß sie dieselben schon lange gehabt, und daß die Römer nur nicht Gelegenheit gefunden haben, etwas Zuverlässiges davon in Erfahrung zu bringen. An solchen Nachspürungen hatte der Nationalstolz der Römer ohnehin keinen geringen Antheil, wie sie dann unter andern auch den Einfall hatten, den Gottheiten der Deutschen die Namen ihrer Gottheiten beizulegen. Die vorzüglichsten, urältesten Gottheiten der Deutschen waren, wie bei allen Völkern des Erdbodens, welche im Kindesalter ihrer Begriffe sich selbst ohne alle Anleitung überlassen sind, von den vorzüglichsten Begebenheiten, oder Wohlthaten der Natur hergenommen. Als sie zuerst die schaudervolle Majestät eines herannahenden Ungewitters erblickten, und die Stimme des Donners hörten, nannten sie das Wesen oben, welches in dieser prächtigen Erscheinung auf seinem Zug durch die Weite des Himmels den Menschen sich ankündigte, den Donnerer oder den Thor. Dem gütigen unsichtbaren Wesen, das, nach ihrer Meinung, die Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts begünstigte, gaben sie, der zärtlichern Pflege wegen, den weiblichen Namen einer Braut, und nannten sie Freia. Im schrecklichen Hinsturz

zum Krieg und Mord richteten sie zu einem allgewaltigen Wesen ohne Furcht und Einschränkung ihren grimmigen Blick hin, und riefen: Wodan, oder Eric, oder Odin, oder Teut, oder Irmin, vermuthlich Namen urgrauer Nationalheroen, von deren Thaten sich die Erzählungen hinab in das Alterthum verloren, und nur die Begriffe von Muth und Stärke erhalten haben. Die Römer sagten, diese Gottheiten wären weder mehr noch weniger, als der Jupiter, die Venus, und der Mars. Noch haben die Tage, welche in unsern Wochen vorkommen, solche Namen; wir sagen: Der Sonn-Tag, der Mond-Tag, der Erich-Tag, der Woen-Tag (vom Wodan, in Oberdeutschland Mittwoch) der Thor- oder Donners-Tag, der Frei-Tag.

Aber schon die allgemeine Erfahrung und Beobachtung jenes Ganges, welchen die von aller Leitung gebildeter Begriffe enblößte, und sich selbst überlassene Einbildungskraft bei allen rohen Völkern des Erdbodens von jeher genommen hat, macht es mehr als wahrscheinlich, daß die alten Deutschen längst eine große Anzahl der Götter und göttergleichen Wesen sich eingebildet und verehret haben. Sie konnten sich vorerst, gleich andern abgöttischen Völkern, nicht darein finden, wie das mannigfaltige Uebel, wodurch das menschliche Le-

ben verbittert wird, von einem gütigen Ursprung ausgehen könne, und nahmen daher erst zwei große allgemeine Grundwesen, ein gutes und ein böses (andere Heiden nannten es Liebe und Haß, auch Licht und Finsterniß) an, blieben aber nicht lange dabei stehen, sondern erdichteten sich für jede einzelne Naturerscheinung und Erfahrung, wovon sie sich aus Mangel natürlicher Kenntnisse keine Ursache anzugeben wußten, einzelne Ausspender, und erfüllten Berge (Alpen) und Gewässer (Nixen, tödtende) und Wälder, und die ganze Natur mit übermenschlichen, unsichtbaren Gottheiten, um deren Gunst man sich bewerben, und denen man gütlich thun müßte. Ueberall, wo sie genossen oder litten, oder wo sie etwas Außerordentliches sahen, dessen Ursache und Möglichkeit sie sich nicht erklären konnten, dachten sie sich einen unmittelbaren Einfluß eines freundlichen, oder wilden Wesens, oder ein persönliches Verständniß mit demselben, und nannten die Handlung und deren Wirkung Zauberei, und die Menschen, welche entweder gewisse unbekannte Naturkräfte wirklich kannten, aber sie geheim hielten, oder zu kennen vorgaben, und seltsame Possen trieben, Zauberer. Je unterirdischer, finsterer, einsamer, schreckhafter und gräßlicher die Dinge und Mährchen waren, desto ergötzlicher waren die-

selben für sie, und desto unaustilgbarer drückten sie sich in die starke Einbildungskraft des halbmelancholischen Deutschen. Die Arten dieser beinahe sinnreichen Aberglauben (Afterglauben) waren unzählig. Sie blieben viele Jahrhunderte hindurch der allgemeine Volksunterricht, den zumal die Mütter ihren Kindern sorgfältigst und frühzeitigst in häuslichen Erzählungen einpflanzten, und sie sind in mancher Volksstunde und Feierlichkeit (nur gewöhnlich mit einigen Abänderungen) bis diese Stunde geblieben. Sie zogen, zum verschiedenen Nachtheil des Menschengeschlechts, ihre Geburt aus der Unwissenheit, und erhalten sich noch, weil sie der Bosheit und den Sinnen schmeicheln, und die Trägheit begünstigen.

Als nach der Einführung des Christenthums die Geistlichen sehr darauf drangen, daß den gröbsten heidnischen Gebräuchen durch allgemeine Gesetze Einhalt gethan werden möchte, sammelte der heil. Bonifacius ein Verzeichniß der Aberglauben, welche er in Bayern, Schwaben und Franken mit eigenen Augen gesehen hatte, und übergab dasselbe einer im Jahre 743 zu Leptina (Lestina, Kammericher Gebiets in den Niederlanden) gefeierten Kirchenversammlung. Dieß Verzeichniß enthält dreißig Gattungen abergläubischer Gebräuche, wovon aber die meisten von den Römern, deren Le-

gionen in diesen Ländern einige Jahrhunderte gewohnt hatten, entlehnt zu seyn scheinen. Es war z. B. allgemeine Sitte, die Verstorbenen zu verbrennen, dann ihre Asche in einen Topf worein man, nach dem Vermögen, verschiedene Kostbarkeiten legte, zu begraben, und dieselben mit großen Steinen, worauf verschiedene Ungeheuer, welche den Schatz gleichsam bewachen sollten, eingehauen wurden, zuzudecken, woraus nachher, weil man bei solchen Kohlen oft Münzen fand, die Volksmeinung, daß gefundene unterirdische Kohlen in altes Schatzgeld sich verwandelten, entstanden, und wohl noch jetzt nicht gänzlich erloschen ist. Bei solchen Gräbern schlachtete man verschiedenes Vieh, und aß und trank zu Ehren und zum Andenken des Verstorbenen, so oft und gut, als man es vermochte. Ueberhaupt hatten die alten Deutschen ihre Opfer und Religionsgebräuche trefflichst aufs Schmausen und Gütlichthun angelegt; und da sie Christen wurden, waren sie sinnreich genug, die Namen und angeblichen Bestimmungen der Dinge zu ändern, und die Sachen beizubehalten. So waren sie durch keine Vorstellungen dahin zu bringen, das zum Theil auch von den Römern entlehnte Sonnen= oder Saturnusfest, das im Monat Februar gefeiert, und wobei aus krummen Hörnern (daher Hornung) wa-

cker getrunken, und das Verkleiden (jetzt Maskiren) üblich war, aufzugeben, und es kostete eine Mühe und Zeit von vielen Jahrhunderten, ehe sie sich von den höchst ausschweifenden Eß- und Trinkgelagen, welche sie an den Festtagen verschiedener Heiligen, z. B. des heil. Veit, Martin, Niklas, Stephan rc. (wie ehemals an den Festen ihrer Gottheiten) in den Kirchen anstellten, und wobei sie sangen und tanzten, abbringen ließen. Nichts aber war mit ihrem Hang und ihrer Neigung für Zaubereien, Wahrsagungen und Losungen zu vergleichen. Sie glaubten nicht nur im ganzen Ernst, daß es, mittelst eines Verständnisses mit unsichtbaren, fürchterlichen Wesen, eine Zauberkraft gebe, durch die Luft zu fahren, Ungewitter zu erregen, sich in einen Wolf, oder Fuchs, oder in ein anderes Thier nach Belieben zu verwandeln, sondern sie versicherten nicht weniger ernsthaft, daß man nur gewisse geheimnißreiche mächtige Worte auszusprechen, oder jemand anzusingen brauchte, um eine Person, auf welche man eine Absicht hätte, rasend verliebt zu machen, Menschen und Vieh durch langsame oder geschwinde Todesarten zu tödten, oder durch verschiedene eingegrabene Zeichen und magische Handlungen (jetzt Sympathie) auf Abwesende zu wirken. Um sich wider Gefahren, in welche sie durch Verzau-

berungen gerathen könnten, sicher zu stellen, trugen sie verschiedene Gattungen sogenannter Amulete, worauf verschiedene unbekannte Figuren und Zeichen zu sehen waren, unaufhörlich mit sich, wie es dann eigene Leute gab, welche mit solchen Waaren einen ordentlichen Handel trieben, und wieder andere, welche ihr Gewerbe darin suchten, das Volk mit seltsamen zauberischen Kunstwerken (jetzt Taschenspielen) zu belustigen, oder denselben ihr künftiges Glück und Schicksal vorher zu sagen, indem sie lehrten, bald, wie man auf gewisse Dinge, welche einem auf der Reise zuerst begegnen, auf den Weg, welche gewisse Thiere nehmen, auf das Geschrei, welches gewisse Vögel erheben würden, und auf ihre Geberden wohl Acht geben, bald, wie man aus gewissen Ereignissen sichere Schlußfolgen ziehen, und z. B. das jählinge Nießen für eine Bekräftigung der Wahrheit, das Ohrenklingen für ein Zeichen, daß von Abwesenden über einen der Gegenwärtigen geredet werde, das Erscheinen gewisser Linien in der flachen Hand für Vorbedeutungen eines kurzen oder langen Lebens zu halten habe, Dinge, deren einige wenigstens von vorausgegangenen geheimen Kenntnissen und Beobachtungen der Natur hergeleitet, und auf dem Weg ihrer Ueberlieferung mißverstanden und verunstaltet worden

seyn mochten, in so weit es nämlich wahrscheinlich ist, daß gewisse Thiere ein frühzeitiges Vorgefühl heranziehender Aenderungen der Luft und Witterung leiden, und dieß Leiden verschieden äußern; daß bei gewissen Krankheiten allgemeine Merkmale auf den äußern Theilen des Körpers zum Vorschein kommen u. dgl. Unter die Mittel, durch deren Gebrauch man sich von verschiedenem Ungemach, vorzüglich aber von allen Krankheiten auf ein Jahr befreien zu können glaubte, gehörte das durch ein gewaltsames Zusammenreiben zweier Hölzer gleichsam herausgenöthigte Feuer, oder das Nothfür (Nothfeuer), mit welchem man einen kleinen Holzstoß anzündete, und über denselben sprang. Dieß geschah zu Anfang des Frühjahrs, wo man auch den Gebrauch hatte, ein Brod in Gestalt eines Schweines zu backen, und dasselbe theils zu genießen, theils einer künftigen reichen Aernte willen auf die Aecker zu streuen. Und so war kein denkbares Uebel, wofür nicht ein Mittel dieser Art bestimmt, und kein Fest, zumal größerer Gottheiten, wo nicht ein und das andere Fest der Freude, oder auch des Schreckens festgesetzt war. Auch das wüthende Heer (jetzt Nachtgejad) oder die im December herumstürzenden Furien, kannte man, und hatte eine nicht geringe Furcht vor ihnen, wiewohl man ihr ver-

meintes Herumlaufen bald nachgeahmt, und sich daraus ein Lustfest gemacht hat. Wo man sich endlich gar nicht zu helfen wußte, empfahl man sich der unsichtbaren Theilnahme einer Gottheit, und nahm seine Zuflucht zum Loos.

Das Außerordentlichste, was in der Religion der alten Deutschen vorkommt, ist ihr Priester. Man muß sich unter diesem Namen keinen bloßen Götzendiener, Viehschlachter und Zeichendeuter, wiewohl dieß alles seines Amtes war, sondern den großen Nationalmann vorstellen, den alles ehrte und fürchtete, und dem man zu urtheilen, und im Namen der Gottheit zu entscheiden erlaubte, wo man geglaubt, daß ein Mensch über freie Menschen nicht entscheiden könnte. Er war die Erscheinung und das Werk einer tiefen Politik. Er war edel, und vermuthlich war es auch das Geschlecht, aus dem er gewählt worden war. Die ihm zuständige Gewalt war übertragen; aber mit der feinsten Klugheit. Da bei den Gemeindeversammlungen jeder sprechen konnte, wann und wie er wollte, so hatte der Priester, im Falle einer Ungebührlichkeit, die Macht, Stillschweigen zu gebieten. Er konnte zwar nicht hindern, daß Rathschlüsse, welche durch die Stimmen der Freien einmal abgefaßt worden waren, nicht auch vollzogen werden

mußten; aber wenn er ahndete, daß bei einer bevorſtehenden Verſammlung die Stimmen ſchief, übereilt und nachtheilig ausfallen würden, ſo ſtand es bei ihm, für dießmal die Sammlung der Stimmen zu hindern. Er durfte nur dieſe oder jene Naturerſcheinung, oder ſonſt einen Zufall als eine ſchlimme Bedeutung erklären, ſo mußte die Verſammlung unterbleiben, damals ein ſchönes Vorrecht, das der Prieſter als ein Mann von vorzüglicher Einſicht und Klugheit nicht ſelten zum Beſten ſeiner Gemeinde wird haben benutzen können. Daß er ein ſolcher Mann war, erhellt auch daraus, daß nicht nur ſeine Gemeinde in Fällen, wo ſie nicht einig werden konnte, ſondern auch fremde Gemeinden, welche mit der ſeinigen im Streit begriffen waren, die ſtreitige Sache ſeiner Entſcheidung heimſtellten, und ſich mit derſelben beruhigten. Dieß geſchah beſonders, wenn ſich Streitigkeiten wegen den Grenzen ergaben, welche dann der Prieſter nicht nur auszeigte, ſondern denſelben auch eine gewiſſe Heiligung, oder gleichſam Einweihung gab, welche zu verletzen, und ſolche Grenzen, welche in Wäldern, Hagen, Haine, bei Feldern Bifang (vom befangen, einfangen) hießen, zu überſchreiten, das größte Verbrechen war. Die Heiligung, die der Prieſter gewiſſen Dingen verlieh, hatte überhaupt

weniger eine gottesdienstliche, als vielmehr eine politische Absicht zum Grund. Die Bäume, vorzüglich die Eichen, waren aus der ganz klugen Ursache geheiligt, damit sie von feindlichen Heeren (welche nunmehr Ehrfurcht vor denselben haben mußten) nicht verwüstet, noch sonst mißhandelt, sondern von dem verständigsten Nationalmann, dem Priester, gleichsam in ewige Obsicht genommen würden, der dann wohl wissen könnte, wessen jeder bedürfte. So war es mit andern öffentlichen und gemeinschaftlichen Sachen, den Salzquellen, den Strömen, den gemeinen Thälern; alle diese Dinge waren geheiligt, und gehörten, da der Priester kein mit Wehrpflichten verbundenes Gut besitzen durfte, wahrscheinlichst unter seine Einkünfte, wovon sie nachher, bei der Einführung des Christenthums und Abschaffung dieser Priester, als leer liegende, an niemand eigenthümlich gehörige Dinge an die Fürsten und Könige gekommen, und Regalien genannt worden sind. Die in Religion gehüllte politische Macht dieser Priester erstreckte sich aber noch ungleich weiter, und war gleichsam der Mittelpunkt, durch welchen alle Uebereinkünfte und Verhältnisse der Völkerschaften ihren gemeinschaftlichen Zusammenhang und ihre unverbrüchliche Festigkeit erhielten. Gesetze nämlich können nicht ohne vorher bestimmte Stra-

fen für die Uebertreter seyn, weil Uebertretungen die Ruhe und Sicherheit der Gemeinde stören, und dieser ein natürliches Recht geben, von demjenigen, der in ihre Gesellschaft getreten, sohin einer von ihnen geworden ist, eine verhältnißmäßige Genugthuung für die Beleidigung, oder einen gleichen Ersatz für den zugefügten Schaden zu fordern; aber wie, wenn der Uebertreter, ein freier Wehr, schlechterdings nicht zu bereden war, sich einer Strafe zu unterwerfen? Oder wenn ein Verbrechen, als z. B. die Flucht, oder gar das Herizliz, zu groß und zu ungeheuer war, um sich durch irgend eine Geldbuße mit der Gemeinde wieder aussöhnen zu lassen? In diesen Fällen erklärte der Priester, daß die Gottheit ins Mittel trete. Im Namen derselben sprach und verhängte er über einen solchen Uebertreter die höchste Strafe, welche einem freien Wehren aufzulegen kein anderer Wehre Befugniß haben konnte; er verbot ihm, bei den Opfern zu erscheinen, und machte ihn dadurch ehrlos. Und von dem Augenblicke an wurde er allgemein verabscheut. Niemand redete mit ihm, niemand wollte ihn, als auf den der Fluch der Gottheit und deren Rache gekommen war, auch nur von der Ferne ansehen. Bei noch größern Verbrechen nahm der Priester den Freien heraus, und schlug ihn, oder er führte ihn als

ein Opfer, das die Gottheit gefordert hatte, in die tiefen Schrecken der Wälder, wovon der Unglückliche nicht mehr zurück kam.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch der Verehrung des Frauenzimmers, welche unter die vorzüglichen Religions- und Sittenzüge der alten Deutschen gehörte, eine ähnliche geheimnißvolle Staatsklugheit ursprünglich zum Grunde lag. Man glaubte nämlich, oder gab vor, an dem Frauenzimmer unerklärbare, verborgene Kräfte beobachtet und erfahren zu haben, und hielt sie daher von jeher im Verdacht eines heimlichen Verständnisses mit unbekannten mächtigen (meistens bösartigen) Wesen, deren Beistand sie ihre schwarzen Künste zu verdanken hätten. Man muthete ihnen daher zu stummwirkenden und schauerlichen Dingen eine eigene Natur zu, und übertrug ihnen Geschäfte von der grausamsten Art, wobei das reifere Nachdenken, und das Mitleiden der Männer gleichsam zurück trat. Schon bei den Cimbern herrschte eine uralte mystische Gewohnheit dieser Art. Wenn sie eine Schlacht gewonnen, und Gefangene gemacht hatten, giengen diesen gewisse bejahrte Frauen in einer feierlichen Kleidung entgegen; sie trugen lange weiße Oberkleider, eben solche Unterkleider von feiner weisser Leinwand, welche sie mit Schnallen zusammen hefteten, hatten ferner um den Leib

einen ehernen Gürtel, ein Schwert in der Hand, und waren barfuß. So wie sie den Gefangenen nahe kamen, ergriffen sie dieselben, und führten sie auf eine Art von Gerüst, neben welchem tiefer ein Kessel stand. Hier murmelten sie einige unverständliche Worte, und indem sie dem Unglücklichen den Kopf zurückrissen, stießen sie ihm das Schwert ins Herz; dann zerschnitten sie seine Eingeweide, und brachten nach dem Befunde derselben ihre (zuversichtlichst durch den Einfluß staatskluger edler Freien geleitete) Auslegungen und Wahrsagungen vor. Dieß scheint um so gewisser zu seyn, als die ansehnlichen Freien von Zeit zu Zeit gewisse Jungfrauen in einen Ruf von Heiligkeit brachten, und ihnen die Gabe der Weissagung beilegten. Sie wurden überhaupt Runen (Run, Mysterium, Geheimniß) und Alrunen, oder geheiligte Runen, und nachher, wegen ihrer weißen Kleidung, die weißen Frauen genannt, und wo sie jemand im Traume erschienen, oder etwa in einem großen Pallast nächtlicher Weile, wie man vorgab, sich sehen ließen, für Vorbedeutungen eines wichtigen Todfalles gehalten. Das Brausen unterirdischer Wasserstrudel, nächtlicher Sturmwinde Geheul, reissender Thiere Brüllen, oder der tiefen dämmernden Wälder schreckbares Stillschweigen, und was sonst feierlich groß und gräßlich ist,

waren die vorgeblichen Stimmen, und geheimnißvolle Einhüllungen, mittelst welcher die aus unterirdischen Klüften und Finsternissen heraufsteigenden Gestalten den Alraunen erschienen, um ihnen das Künftige zu offenbaren. Auf diesen Glauben gründete sich das Zutrauen, daß sie alles nur durch eine unmittelbare Eingebung höherer Wesen entschieden. Die Edeln unterstützten ihr Ansehen sorgfältigst, und manche solcher Alraunen herrschte, in diesen Nebel von Heiligkeit eingehüllt, über ganze Nationen; so herrschte Velleda, eine edle Bructerinn an der Lippe, so Aurinia u. a. m.

Fortdauer der ursprünglichen Sitten nach der Einführung des Christenthums im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert. Religion ohne Sitten; neue Barbarei.

Man braucht die eben im Kurzen entworfene Verfassung der alten Deutschen nur in

etwas zu betrachten, um sich selbst zu belehren, welche Sitten daraus nothwendig hervorgehen mußten. Nothwendig mußte jeder Wehre oder Hausvater seine eigene Wichtigkeit fühlen, da es unter den Wehren durchaus keine geschlossene Geburtsvorzüge gab, sondern jeder, je nachdem er beherzter und geschickter war, bloß dadurch ein bedeutenderer Mann war; und (da jetzt oft unter Millionen kaum Ein Bürger über Staatssachen nachzudenken braucht, weil einigen Wenigen die Pflicht, nachzudenken, übertragen ist) so mußte damals nothwendig jeder zum eigenen Nachdenken, und zur Erwägung gemeinschaftlicher Vortheile gereizt werden, da jeder in der Gemeinde seine persönliche Stimme und Meinung abzugeben, und durch Einsicht und Klugheit sich bei den übrigen in Achtung zu setzen, aufgefordert wurde. Schon ihr abgesondertes, einsameres Wohnen gab ihnen einen einfachen, ernsten, und selbstständigen Charakter, und jenes große (bald nachher selten gewordene) Vertrauen auf sich selbst und auf seinen Werth, jenen erhabenen Muth im Leben, welcher die Hauptsache des Lebens ist. Da sie die Gesetze, denen sie gehorchen sollten, selbst entworfen, oder sie als freiwillige Verträge ihrer Väter betrachtet hatten, so gehorchten sie (was die Römer nicht genug bewundern konnten) mit pünktlicher Ge-

nauigkeit, nicht aus Zwang, sondern aus Neigung, Liebe und aus Rücksicht auf die öffentliche Ehre ihrer selbst und ihrer Familie, welche, im Falle einer Verletzung der Gemeinderechte, nicht so fast für gesetz= als vielmehr für wortbrüchig angesehen, und durch die priesterliche Ausschließung aus der Gemeindeehre, dem Gemeinderechte und dem Schutze schrecklich gebrandmarkt worden wäre. Aus eben der Ursache war das Wort „Mann" ein geheiligtes Wort, und eine Versicherung, auf Treue und Glauben gegeben, war schon unendlich mehr, als in spätern Zeiten durch Zeugnisse und andere Kanzleimoden versichert. Aus diesem stolzen Gefühl der geheiligten Ehre strömten alle übrigen Tugenden, welche man an dem alten Deutschen, als dessen Eigenthum, rühmt. Er, der Wehr und Hausvater, war und blieb nicht nur für seine Person, sondern für seine ganze Familie, und für alle seine Angehörigen Bürge, daß den Gesetzen kein Abbruch geschehen, und daß er, im Falle einiger durch ihn, oder seine Angehörigen, oder seine Gäste geschehen sollte, dann haften, und die Versöhnung, Strafe und Genugthuung leisten wollte; daher wurde jeder fremde Gast (der darum, weil er die Gemeindegesetze nicht angelobt, das ist, weil er seine Ehre für dieselben nicht verbürgt hatte, ein Feind hieß) nicht nur sorgfältigst bewir-

thet, sondern damit er auf der Reise keinen Unfug begehen, oder erfahren könnte, von einer Familie zur andern begleitet, so, daß für Reisende in ganz Deutschland die größte Sicherheit war; daher war die Hauszucht, mit welcher der Hausvater seine Familie beherrschte, sehr streng und pünktlich, indem jeder Hausvater eben so viel Stolz und Ehre darein setzte, seiner Seits keinen, durch die Gesetze verbotenen, Unfug zu veranlassen, als keinen Fremden ungerächt zu dulden. Er nahm eine jede Kränkung, welche einem der Seinigen von einem Fremden widerfuhr, sehr hoch auf, und wenn vollends seiner persönlichen Ehre von seiner Gemahlinn durch Untreue Abbruch geschah (was aber eben darum selten geschehen ist), rächte er sich an ihr, als eigener und einziger Richter seines Hauses, schrecklich und unerbittlich. Er schnitt ihr die Haare ab, band ihr die Hände auf den Rücken, und peitschte sie, als eine ewig Verstossene, zu den Ihrigen zurück, wo sie die, ihrem Hause zugefügte Schmach von neuem fühlen mußte; an dem Schänder seiner Ehre aber rächte er sich persönlich und nachdrücklichst. Aus ähnlichen Quellen, mehr nämlich aus dieser öffentlichen und häuslichen Verfassung, als aus einer geläuterten Erkenntniß des sittlichen Werthes hoher sittlichen Vollkommenheiten, floßen jene

Tugenden der alten Deutschen, die späten Verheirathungen ihrer Kinder, und überhaupt die hochgepriesene Enthaltsamkeit. Der Sohn eines Wehres wurde im strengsten Dienste des Krieges und der Jagd erzogen, und war in Jahren, wo man bei uns längst ein hausgesessener Mann ist, und seyn will, sehr weislich noch lange ein Knappe und Schüler. - Er mußte erst im Wehrdienst mannigfaltige bewährte Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt, und einen Grad von befestigter Stärke und abgehärteten Leibeskräften, welche nur eine Frucht reiferer Jahre zu seyn pflegt, erlangt haben, bis es der Gemeinde gefiel, ihn als wehrhaft, und sohin als einen Mann, der unter sie treten und das Haupt einer Familie werden könnte, zu erklären. Von unsern zarten Gefühlen und Liebessiecheleien (Geburten eines müßigen, schlaffen Lebens) war ihnen wenig bekannt; ihre Liebe war aufrichtig und züchtig, stark und standhaft, und eben darum rein und enthaltsam.

Nichts fürchten, und das Wort Furcht nicht einmal nennen, dieß war ihre Moral. Keine Schmerzen achten, und dem Tod mit unverwandtem Aug entgegen gehen, dieser war ihr Heldenmuth. Von den Einschränkungen der Begierden und Leidenschaften, welche dem Gemeinfrieden, sohin ihrer Ehre nicht nahe

traten, hatten sie wahrscheinlich kaum einigen Begriff; dem Trunke z. B. überließen sie sich zügellos, und dem Glücksspiele mit einer Unbändigkeit, welche voraussetzt, daß man seiner gar nicht mehr mächtig und ganz dumm von der wüthenden Spielsucht geworden seyn muß, um auf solche Art sich ihr überlassen zu können. Wenn der Wehr bereits nichts mehr zu setzen, und sein Vieh und seine Sklaven verloren hatte, so setzte er seine eigene Person aufs Spiel. Mißlang es ihm auch dießmal, so war er ein Sklave, und sein glücklicher Gegner führte ihn gebunden mit sich fort.

Ehe die Deutschen mit den Römern bekannt wurden, waren sie ohne Zweifel in manchen wichtigen Dingen einfacher und gesitteter, in dem Sinne nämlich, als sie mit unzähligen Gegenständen, welche Begierden erwecken, und sohin einige Beherrschung blinder Triebe fordern, noch gänzlich unbekannt waren. Seit Cäsars Zeiten lernten sie nach und nach verschiedene Bedürfnisse kennen, deren Befriedigung ganz gewiß eine Hauptursache jener sogenannten Wanderungen war, durch welche sie das römische Reich zusammen warfen, und in dasselbe sich theilten. Während dieses Krieges, oder gleich am Ende desselben, fiengen sie an Christen zu werden, und die Franken waren die ersten, die sich dazu bereitwillig fan-

den. Sie änderten aber mehr den Namen ihrer Religion, als ihre Sitten, welche in den blutigen Kriegen mit den Römern gleichsam aufs Neue verwildert worden waren. Von jener berühmten Enthaltsamkeit der ältern Deutschen fand sich jetzt kaum noch eine Spur; ja, die Franken hatten sogar die Haupttugend der alten Deutschen, die Wahrhaftigkeit und Worthaltung, verloren; sie wurden für sehr falsch und treulos gehalten. Sie jagten mit wilder Lust den zügellosesten Ausschweifungen nach, und konnten sich an die Verhältnisse und Pflichten des gesellschaftlichen Lebens schon gar nicht gewöhnen. Je enger sich der Zusammenhang des allgemeinen Wohls mit der Sicherheit des Privatwohles verband, und je volkreicher die Gemeinden wurden (wie dann z. B. Mez, Orleans, Paris und Soissons, welche Ortschaften im Jahre 511 durch eine von den vier Söhnen des K. Ludwig vorgenommene Theilung die Hauptsitze der Residenzen dieser vier Söhne wurden, schon sehr volkreich waren), desto furchtbarer und ärger wurde die Sittenverschlimmerung. Man kann aus dem Verzeichnisse der Verbrechen, welche in den oben angeführten Gesetzen verboten wurden, abnehmen, welche Verbrechen geherrscht haben; meistens solche nämlich, welche die öffentliche Sicherheit der Güter und des Lebens

in Gefahr setzen und stören; als gewaltsamer Einbruch, Meuchelmord, Vergiftung, Mordbrennerei, Nothzucht, Blutschande, Mädchenraub, und was dem ähnlich ist. Das Schlimmste dabei war, daß sie, nach Art aller Barbaren, einen unglaublichen Hochmuth besaßen, und sich einbildeten, sie könnten gar nicht mehr vollkommener werden, als sie schon waren. Indessen übersteigt die wilde Rohheit ihres Betragens beinahe alle Glaubwürdigkeit. Prinzessinnen rauften sich, und schlugen einander mit Fäusten; Prinzen aber hatten, wenn sie etwa ihre Grenzen erweitern wollten, und dazu nicht gleich einen Anlaß fanden, kaum das Ehrgefühl eines öffentlichen Straßenräubers, der wenigstens, so viel möglich, im Verborgenen verüben, und verborgen halten will, was er verübt hat. Theodorich (Dietrich) der erstgeborne Prinz des im Jahre 511 verstorbenen K. Ludwigs (Stifter der fränkischen Monarchie), lud einst einen seiner Brüder, Klotar, König von Soissons, sehr inständig zu sich ein. Klotar ließ sichs gefallen, nahm aber, weil man ohne Gefahr, geplündert, oder ermordet zu werden, keinen Schritt aus seinem Zimmer thun konnte, eine wohlbewaffnete Leibwache mit sich, die ihn bis zum Zimmer seines Bruders begleitete. Diese Vorsicht war keineswegs übertrieben. Beim Eintritte ins

Zimmer bemerkte Klotar die Füße einiger hinter einer Tapete versteckten Meuchelmörder, und rief sogleich seiner Leibwache; doch lief dießmal die Sache gut ab. Beide Brüder stellten sich, als hätten sie einer des andern Absicht keineswegs errathen, und nahmen ziemlich höflich von einander Abschied; aber was eben dieser Klotar bald darauf verübte, empöret vollends alle menschliche Natur. Sein Bruder und König zu Orleans, Klodomir, starb mit Hinterlassung dreier Söhne, welche deren Großmutter, Klotilde, zu sich nahm, in der Absicht, ihrer zu pflegen, bis sie zur Uebernahme ihres väterlichen Erbes fähig seyn würden. Dieß ärgerte den Prinzen Childebert, (welcher auch ein Bruder des Verstorbenen, und König zu Paris war) und er verabredete sich mit seinem Bruder Klotar, wie sie sich der drei jungen Söhne bemächtigen, und sohin deren Länder an sich bringen könnten. Dem zu Folge gaben sie vor, daß sie den drei Prinzen in deren Ländern huldigen lassen wollten, und die Großmutter wurde gebeten, dieselben herbeizubringen. Gleichwie dieser Frau eine solche Einladung höchst erfreulich war, so erschien sie auch unverzüglich, und erwartete den für ihre Enkel erfreulichen Tag; aber wie erschrack sie, als ein Abgeordneter in ihr Zimmer trat, der ihr eine Scheere (das Zeichen des klösterlichen

Lebens) und einen Dolch vorzeigte, und sie wählen hieß. Klotilde begriff die Absicht dieser Bothschaft augenblicklich, und so, wie sie durch diese ganz unvermuthete und verruchte Niederträchtigkeit ganz überrascht und außer sich gesetzt war, schrie sie von Schmerz und Unmuth hingerissen: „Was? meinen Enkeln die Haare abschneiden, besser sie sterben!“ Dieß waren gleichsam die Loosungsworte, auf welche die zwei Könige gelauert hatten. Sie stürzten über die unschuldigen Kinder ihres Bruders her, und Klotar stieß dem ältern sogleich den Dolch durchs Herz. Bei diesem Anblick fiel der jüngere Prinz dem König von Paris, der gemäß der Verabredung, nun ebenfalls hätte zustoßen sollen, zu Füssen, und, indem er seine Kniee umfaßte, und ihn seinen Vater nannte, flehte er ihn um sein Leben an. Childebert war noch ein Mensch. Er ward wie plötzlich verändert, und mit Thränen im Auge bat er seinen Bruder um Schonung des Prinzen, der seine Kniee umklammert hielt. Klotar kehrte sich wüthend gegen ihn, und indem er ihn erinnerte, daß er selbst der Urheber dieses Unternehmens wäre, und ihn augenblicklich zu ermorden drohte, falls er den Prinzen retten wollte, schleuderte Childebert den Prinzen von sich. Der jüngste, der während dieses Zwistes entflohen war, wurde durch ei-

nige Bedienten in Sicherheit gebracht, welche Klotar mit eigener Hand niederstieß. Als im Jahre 613 die Königinn Brunnehilde, eine, wegen ihrer Schönheit und ihrem Verstand berühmte Prinzessinn des Königs der Westgothen aus Spanien, welche damals siebenzig Jahre alt war, um ihre verwaisten Urenkel sich annahm, und nach einer unglücklichen Schlacht in die Hände des Königs Klotar, ihres nächsten Anverwandten, fiel, ließ dieser sie zuerst drei Tage nach einander mit den ausgesuchtesten Qualen martern; dann wurde sie auf einem Kameel durch die Armee zur Schau herumgeführt, und zuletzt mit den Haaren, mit einem Fuß, und mit einem Arm an den Schweif eines unbändigen Pferdes gebunden, und geschleift, und zerrissen, und die Ueberbleibsel ins Feuer geworfen. Dieser Prinz war gleichwohl noch keiner der schlimmsten. „Er war, sagt sein Geschichtschreiber Fregedar (ein Zeitverwandter) sehr gottesfürchtig, und voll Güte und Sanftmuth gegen jedermann.“ Ein schreckliches und ungeschicktes Lob, wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß großen Prinzen gewöhnlich in dem Maaße, als sie sich gegen ihre Unterthanen hart und grausam betrugen, von gleichzeitigen Schriftstellern (ihren Unterthanen nämlich) geschmeichelt wurde.

So waren die Sitten der christlichen Franken (und überhaupt, mehr und weniger, die Sitten anderer deutschen Nationen) im fünften, sechsten, und siebenten Jahrhundert beschaffen, und die ehemalige ehrliche Rohheit schien bei aller Verbreitung besserer Lehren in Niederträchtigkeit und Verwilderung überzugehen.

Kaiser Karl legt zur Verbesserung der Wissenschaften und Sitten einen guten Grund im achten, und im Anfange des neunten Jahrhunderts. Sendgerichte; weltliche Macht der Geistlichen.

Wenn man den ganzen Umfang dieses Elends und dessen Folgen zu beherzigen versteht, wird man von einem angenehmen Freudenschrecken erhoben, sich in der Mitte dieser entsetzlichen Barbarei einem Menschen hoher Natur begegnen zu sehen, der, ungeachtet er

nicht besser als seine Zeitgenossen erzogen worden war, diese Zeitgenossen dennoch in der häßlichen Gestalt, in der sie nur dem Auge des Weisen erschienen, erblickt, der den großen Entschluß, sie aufzurichten, und zur Ehre des Schöpfers, und zum Wohl der Welt sie zu verherrlichen, gefaßt, dabei die Mittel, seinen Wünschen ihre Wirklichkeit zu geben, nicht nur gekannt, sondern (was die Hauptsache war) auch die Anwendung derselben (denn dieser Mensch war zugleich ein König) in seiner Willkühr gehabt hat. Es ist, wie ich nicht erst zu sagen brauche, von Karl dem Großen die Rede. Dieser große Monarch begriff (was man seit dem in dem Verlaufe so vieler Jahrhunderte zu fassen, und im Ernste zu glauben noch gar häufig nicht die Geistesstärke erlangt hat), daß der Mensch, ein vernünftiges Wesen, unmöglich jemals seiner Bestimmung sich nähern und glücklich seyn könne, ohne einen fleißigen und zweckmäßigen Anbau seiner Vernunft; er begriff, daß die unbändige Zügellosigkeit und die Erscheinung grober Laster und Verbrechen einzig und allein von Rohheit und Unwissenheit herkomme, und daß er, wenn er gute und brauchbare Unterthanen haben wollte, vor allem sich bestreben müsse, sie gleichsam zahm, und zur Liebe und Neigung für die Ordnung des Lebens, und für die

wahre Ehre und Glückseligkeit empfänglich zu machen. Dazu sah er kein anderes Mittel, als die Aufklärung, und diese setzte er in die Einführung der christlichen Religion (deren ewige, einfache, und allen Himmelsstrichen und Zeitaltern angemessene Sittenlehre das sicherste und allgemeinste Band des gesellschaftlichen Lebens ist) und in die sorgfältigste Verbreitung derjenigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen, ohne deren Besitz der Mensch stets unbehilflich, armselig und dürftig, und allen Elementen preisgegeben bleibt. Von den Wissenschaften hoffte er, daß z. B. gründliche Einsichten in die Kräfte der Natur das verfänglichste Mittel seyn würden, die Menschen von der unzähligen Menge schädlicher Meinungen und Aberglauben zu entwöhnen, ihren wirthschaftlichen Wohlstand zu verbessern, sie von rohen Vergnügungen abzuziehen, und ihnen entgegen einen Geschmack an nützlichen und rühmlichen Beschäftigungen und Freuden des Geistes beizubringen, und von der christlichen Religion wußte und erwartete er, daß sie die Vernunft aufklären, und mit den unentbehrlichen und nützlichsten Grundsätzen des Lebens bereichern, daß sie das Herz vor der Gewalt verderblicher Leidenschaften schützen, und daß sie seine Unterthanen auch für solche Tugenden, auch wider solche Verbrechen gewis-

senhaft machen würde, wo Glück und Größe der gemeinen Rechenschaft überhoben, wo kein Auge des Menschen eine Kenntniß zu nehmen, und kein Richter den Zugang hat. Diese schöne und menschenfreundliche Absicht und Hoffnung lag so ganz in seinen Entwürfen und Unternehmungen, daß man nicht umhin kann, seine Begierde, Länder zu erobern, von einer schonenden Seite zu betrachten, und von der Härte, mit der er manchmal zu Werke gieng, mit stillem Erröthen das Angesicht wegzuwenden. Die Hauptabsicht dieses seines Planes war, aus allen deutschen Nationen Eine Familie zu machen, welche von eben denselben Grundwahrheiten ausgehen, eben dieselben Absichten nähren, eben dieselben Vortheile genießen, und eben dieselbe Verfassung in Dingen haben sollte, wo dieß der öffentlichen und Privatwohlfahrt gedeihlich, und mit der öffentlichen Freiheit vereinbar wäre. Es verdient, in dieser letztern Hinsicht, als ein unvergleichlicher Zug des außerordentlichsten Verstandes, und der weisesten Billigkeit dieses Monarchen bemerkt zu werden, daß er durchaus auf kein allgemeines Gesetzbuch drang, sondern jedes Land, und jeden unbeträchtlichen Gau bei seinen Rechten, Herkommen (wo die Anwendung auf jeden einzelnen Fall schon entschieden und passend, und der Geist derselben der einzelnen

Billigkeit am angemessensten war) ließ, und sich nur Zusätze und Vollendungen erlaubte, wo das vorhandene Gesetz dem vorhandenen oder neuen Bedürfniß nicht gänzlich gemäß war.

Keine Nation hat sich den Absichten Karls entschlossener und hartnäckiger widersetzt, als die Sachsen, welche, als Nachbarn der Franken, die fränkischen Länder oft durchstreift hatten. Sie waren noch in der Mitte des achten Jahrhunderts, da schon von den meisten übrigen deutschen Nationen das Christenthum angenommen, und da schon sehr häufig die Unabhängigkeit des freien Wehren in Gefolgs- oder Lehenspflicht, und das Völker- und Nationalrecht in Hofrecht übergegangen, oder doch im Uebergange war, durchaus bei ihrer althergebrachten Verfassung. Ihr Priester war noch der geheiligte Staatsmann, und der Zustand ihrer Begriffe und Sitten stand, wie unaustilgbar, auf gemeine Rechte und Freiheit gegründet. Wer ihnen ihre Religion und Sitten nehmen, und an deren Stelle etwas Besseres setzen wollte, mußte ihnen zugleich ihre Verfassung und Freiheit nehmen. Das bewies auch die Folge. Ein dreiunddreißigjähriger Krieg, wobei die grausamsten Niederlagen und Verheerungen vorfielen, und Karls versammelte Macht und Kraft war für sie nur mit

Mühe hinreichend, den Zumuthungen, daß sie Christen werden sollten, vielmehr nur noch nachzugeben, als in dieselben zu willigen. Die Gründe dieser außerordentlichen Widersetzlichkeit lagen größtentheils in der, allen Deutschen, mehr oder weniger, gemeinschaftlichen Denkungsart und Verfassung, deren Beschaffenheit um so mehr unserer Kenntniß würdig ist, als unsere Begriffe davon, zumal unsere Meinungen von der Freiheit der Deutschen, gar häufig nicht die richtigsten sind. Dem zu Folge mag es Manchen nicht wenig befremden, daß z. B. schon die Lehre des Christenthums von der ursprünglichen Gleichheit und Würde aller Menschen den Sachsen eine vorzüglich schwer zu begreifende, und höchst anstößige Lehre war; aber den herkömmlichen Vorstellungen und Nationalrechten der Sachsen, so wie der übrigen Deutschen, war diese Abneigung gegen die gedachte christliche Lehre vollkommen gemäß. Was nämlich oben von der Freiheit der Deutschen vorkam, ist nur von den Hausvätern und deren Söhnen zu verstehen. Die allerwenigsten waren demnach solche Deutsche, die wir uns unter freien Deutschen denken, und die allermeisten, nämlich alle Knechte, waren es nicht. Und zwischen einem Freien und einem Knechte war ein uns jetzt kaum noch begreiflicher Unterschied. Zwar was die Behandlung dieser

Knechte betrifft, so war dieselbe nichts weniger, als grausam, oder unerträglich; sie bekamen, gleich unsern heutigen, ihrer Person nach freien Dienstbauern, Höfe, wie gleichsam zu Stift, oder wurden auf Herrenhöfe, das ist, auf solche Höfe, die sich ein Eigenthümer selbst vorbehielt, gesetzt, mit der Bedingniß, gewisse jährliche Naturalabgaben, und gewisse Frohndienste zu entrichten. Die Obliegenheit z. B. eines bayerischen Knechtes war: „an Getreid jeden zehnten Metzen zu liefern, ein gemessenes Stück Feld (vom Herrenhof) von der Aussaat bis in die Scheuern zu besorgen, den Weinberg zu bestellen, den Zehnten von Flachs und Honig, vier Hühner, fünfzehn Eier zu liefern, bothenweise zu gehen, Vorspann ohne Maaß, das Menat aber auf fünfzehn Meilen zu leisten, beim Kalkofen zu arbeiten, die Handwerke für die Familie zu treiben." Aber das Schrecklichste und Traurigste war unstreitig die auf der Person haftende Knechtschaft, und die mit dieser verbundene Niedrigkeit. Ueberhaupt hatten die Freien von der Güte und Würde ihres Standes so hohe Vorstellungen, daß sich die Freien verschiedener, wenn gleich sämmtlich deutscher Völkerschaften die wichtigsten Vorzüge wider einander anmaßten. Gemäß den fränkischen Gesetzen konnte ein Franke nur wieder ein freies fränkisches,

höchstens ein bayerisches Frauenzimmer zur Ehe nehmen. Wider einen Sachsen konnte nur wieder ein Sachse ein Zeugniß ablegen. Ein Knecht aber war vollends wenig mehr, als unehrlich. Er hatte nicht nur keine Gemeindestimme, sondern wurde für zu nietrig angesehen, um für seine Gemeinde, oder für seinen Herrn Waffen, als die durch seine Hände geschändet worden wären, zu ergreifen. Man hielt die Knechte gleichsam für eine zweite, ungleich geringere Menschenart, welche auf die Rechte und Schicksale eines Freien oder Wehren in diesem und jenem Leben nie einen Anspruch würde machen können. Unter vielen deutschen Völkerschaften herrschte daher bei den Begräbnissen der Freien die seltsame Gewohnheit, einige Knechte, und zwar diejenigen, welche der Verstorbene vorzüglich schätzte, mitzubegraben, damit sie so mit guter Art auch in die Walhalla (den großen Saal oder Himmel der Helden) kommen, oder gleichsam mit hineinschlüpfen könnten, wozu sie außer dieser Gelegenheit keine Hoffnung gehabt hätten. Man that ihnen über dieß die Ehre an, ihnen bei dem Grabe die Köpfe abzuhauen, damit Wodan, wenn er sie von Blut triefend sehen würde, glauben sollte, einen Freien zu sehen. Ein freier Mann hielt sich für das einzige achtungswürdige Wesen in der Schöpfung, und

außer ihm alles für unendlich weniger. Die Frauenzimmer sogar, ungeachtet man ihnen eine gottesdienstliche Achtung erwies, wurden nicht für fähig gehalten, jenseits dieses Lebens an den Schicksalen eines Mannes Antheil zu nehmen; und bei einigen deutschen Völkerschaften mußten sie sich aus gleicher Ursache, aus welcher die Knechte getödtet wurden, selbst dieß Leben rauben, und bei dem Grabe ihres Mannes hängen. Dieß erstreckte sich überhaupt auf alle Dinge, die dem verstorbenen Freien lieb waren, sohin sie es ihm ferner seyn konnten, und der ärmste ließ sich wenigstens eine Lanze mit ins Grab geben. In dem 1653 zu Dornick entdeckten Grabe des im Jahre 481 verstorbenen fränkischen Königs Childerich I. fand man neben dem Skelet einer sehr großen Person einen Hirnschädel einer jüngern (welche für dessen Stallmeister gehalten wird), die Goldfäden, Hefte und Hacken der vermoderten Kleider, einen großen Degen, dessen Knopf und Einfassung der Scheide von Gold waren, eine Streitaxt, einen Wurfspieß, und eine Schreibtafel mit einem goldenen Griffel, ferner ein goldenes Götzenbild, in Gestalt eines Ochsenkopfes, eine Kugel von Krystall, hundert goldene, und zweihundert silberne Münzen von Kaisern (die neueste vom Kaiser Zeno) über dreihundert Bienen (mit denen sie wenig-

stens eine Aehnlichkeit hatten) von Gold, mit ausgebreiteten Flügeln, und endlich einen Ring von feinem Gold, worauf das Bildniß eines jungen Prinzen ohne Bart, mit fliegenden Haaren, einen Wurfspieß in der Hand, und umher die Worte: Childerici Regis, eingegraben waren. Auch fand man Hufeisen, Ueberreste von Schabraken, goldene Ringe von Pferdezeugen, und Hefte. Um wieder auf die Knechte zu kommen, so kann man sich schon daraus einen hinlänglichen Begriff von ihrem Zustande machen, wenn man bedenkt, daß sie in Rücksicht ihrer Schätzung mit den gemeinen Hausgeräthschaften und Thieren in Einer Klasse gestanden, und gleich diesen auf öffentlichem Markte verkauft worden sind. Dieser Handel wurde zumal im fünften Jahrhundert sehr blühend, wo die Deutschen häufig mit den Römern und Wenden, oder Slaven (daher Sklave oder Knecht) zu thun, und in ihren Ländern weitschichtige Strecken Landes, nebst der immer größern Neigung, sie zu bebauen, und darin für beständig sich festzusetzen, bekamen; und mancher edle hochgeistige Italiener wurde von einem Deutschen, der sich auf Herkunft und Gelehrsamkeit nichts verstand, wohlfeiler, als ein wohlabgerichteter Jagdhund oder Stoßvogel, verkauft, und in der Heimath dessen, der ihn kaufte, ein Schweinhirt.

Auf eine ähnliche Art sollte durch die Annahme des Christenthums das ganze System der Denkungs- und Vorstellungsart, ja die ganze Empfindungsart der Deutschen geändert werden. In so weit es nur auf ganz unbegreifliche Geheimnisse, oder auch auf Dinge ankam, wo sie sich einbildeten, nur die Namen der Sachen, aber nicht die Sachen selbst, ändern zu dürfen, wie dieß z. B. bei den Freudenfesten der Fall war, gieng es noch an; aber so wie sie auf die Lehren der höhern christlichen Vollkommenheiten kamen, traten sie immer wieder zurück, und es ward ihnen z. B. eben so schwer zu begreifen, wie jemand, der eine seiner Hauptpflichten und Hauptglückseligkeiten darein setzte, so viele Menschen, als möglich, glücklich zu machen, und die Erde und den Himmel mit Sängern des Lobes Gottes zu erfüllen, zu gleicher Zeit ein besonderes Verdienst darin suchen könne, keinen Menschen auf die Welt zu setzen, als wie jemand dem höchsten Wesen wegen Begierden und Handlungen, wodurch die öffentliche Sicherheit nicht verletzt würde, mißfällig werden, und eine Gewissenssünde, welche im folgenden Leben gerügt werden sollte, begehen, sohin bei einer solchen Rechnung und Rechenschaft etwa gar seinem Knechte nachgesetzt werden könnte. In ihren Augen war ein jeder

verstorbener Wehre, der sich in diesem Leben beherzt bewiesen hatte, in jenem ein Heiliger, und es kostete, da sie schon Christen waren, viele Zeit und Mühe, sie eines andern zu bereden. Schrecklich war es ihnen, die Helden ihres Vaterlandes, deren Tapferkeit sie ihren Ruhm und ihre Wohlfahrt zu danken hatten, für blinde Bösewichter erklären, ihre Nationalbilder zerstören, ihre ganze Empfindungsart ändern, und die ihnen ganz unbekannten Gefühle von stiller Gelassenheit und christlicher Sanftmuth, dann von Liebe und Versöhnung mit ihren Feinden, als Haupttugenden annehmen, einen ihnen zugefügten Schimpf nicht rächen, und einen und eben denselben Himmel mit ihren Knechten theilen zu sollen. Und was ihnen Karl noch zumuthete, daß sie, deren wenige Priester bis dahin von eigenen Staatsgefällen lebten, und Niemand beschwerlich fielen, künftig ihren vielen Priestern den Unterhalt aus ihren Mitteln reichen, und den Zehent geben sollten, war ihnen vollends unerträglich. Den Sachsen fiel dieß alles um so mehr auf, als sie sogleich begriffen, daß bei den Ansinnungen, welche Karl an sie stellte, die Freiheit ihrer uralten Landesverfassung unwiederbringlich verloren sey.

Karl, der dieß alles, so gut, wie selbst die Sachsen, wußte, ließ ihnen nicht Zeit, lange

Betrachtungen anzustellen. Er trug seinen Priestern und Heerführern vor, wie er die fromme Absicht hätte, „die Sachsen aus den Banden des gräßlichen Heidenthums zu reissen, und denselben das sanfte und süße Joch Christi aufzulegen," und fiel im Jahre 772 plötzlich in Sachsen ein, und zerstörte, nachdem er die Festung Eresburg (Hersburg bei dem heutigen Stadtberg im Paderbornischen) erobert hatte, das Bildniß, oder die Säule des Irmen, einer berühmten sächsischen Gottheit, und verwüstete, nach der sehr gewöhnlichen Art, mit der man damals, wo man in besiegten Ländern keine Besatzung zurücklassen konnte, Kriege führte, alles mit Feuer und Schwert. Die Sachsen flohen überall vor ihm her, und verbargen sich in den tiefen Wäldern und Klüften, kamen aber so oft, als er sich mit seinem Gefolge entfernt, oder sonst im Gedränge sich befunden hatte, zurück. So trieben sie's auch anfänglich mit der Annahme des Christenthums. Sie warfen sich, wenn sie in Karls Hände fielen, den Tausenden nach zu seinen Füßen, und willigten in die Taufe, jagten aber, sobald die Armee fort war, die zurückgelassenen christlichen Priester wieder fort, oder züchtigten sie als ihre Staatsfeinde für die Gewaltthätigkeit, welche sie erlitten zu haben glaubten. Bei Gelegenheit eines solchen Ab=

falls ließ Karl im Jahre 782 bei Verden an der Aller viertausend fünfhundert Männern, von denen vielleicht die wenigsten an dem vorgegangenen Unfug einen persönlichen Antheil genommen, oder ihre Handlungen für eine nothwendige und ehrliche Vertheidigung ihres Vaterlandes mochten gehalten haben, die Köpfe abschlagen. Bisher hatten bloß einige Privatheerführer, worunter Wedekind, Führer der Westphälinger, sich besonders hervorthat, den Krieg wider Karl geführt; aber jene schreckliche Behandlung empörte die ganze Nation. Der allgemeine Nationalheerban der Sachsen stand auf, und jetzt kam es im Jahre 783 zu den blutigsten Treffen, die zwar nichts entschieden, aber dem Karl schon außerordentliche Vortheile dadurch brachten, daß, da von ihm die Güter einzelner sächsischer Herren zu Grunde gerichtet, oder eingezogen worden waren, viele derselben sich bequemten, der Nothwendigkeit nachzugeben, und in Karls Ansinnen, der sie auch in solchen Fällen stets mit der größten Freundlichkeit und Achtung empfieng, zu willigen. So wurde im Jahre 785 der berühmte Wedekind ein Christ, und ein fränkischer Reichsvasall, und diesem Beispiele folgten mehrere nach; aber die Nation war noch eben so wenig besiegt, als verzagt, und nur, nachdem ihre Länder von einem Ende zum andern mit

Brand und Schutt, Blut und Leichen (allein im Jahre 795 wurden an die dreißig tausend getödtet) erfüllt, nachdem viele tausend Familien fort nach Frankreich, nach Italien, und nach andern Ländern geschleppt, und weitläufige Strecken von Einwohnern entblößt worden waren, kam der ganz von Elend, Flucht und Hunger entkräftete Rest der Sachsen zu einer Unterredung nach Selz, deren Folge und Ausgang darin bestand, daß sie der Religion ihrer Väter entsagen, dagegen die christliche Religion annehmen, den Priestern den Zehent entrichten, und Heersleute des fränkischen Gefolges werden, sonst aber von allem Tribut befreit, und ihre Gesetze beibehalten sollten. Die Sachsen versprachen und giengen das Bündniß ein im Jahre 803. Und nun wurden sogleich Kirchen und Bisthümer errichtet.

Karls tiefsehende Staatsklugheit blieb bei dieser Unterwerfung nicht stehen. Er glaubte, daß es so viel wäre, als die Sachsen niemals besiegt zu haben, so lange er nicht auch ihren emporstrebenden Geist und gewaltigen Freiheitssinn besiegt haben würde; und dem zu Folge wurden unverzüglich zu den sächsischen Gesetzen neue, und solche Zusätze gemacht, welche allerdings die Wirkung haben mußten, den freien Sinn der Sachsen wo nicht niederzubeugen, doch zu betäuben, und aus Vätern voll Furcht

und Schrecken fromme Enkel voll Angst und Niedergeschlagenheit zu machen. Bis dahin waren die Strafen noch bloße Verabredungen, und kein Verbrechen gieng auf den Tod, die Ermordung des Herzogs, und die Verrätherei gegen das Vaterland allein ausgenommen, und auch diese Verbrechen konnten gewöhnlich gelöset werden; aber nun in den neuen Capitularen wurde auf eine Menge von Vergehungen die Unablöslichkeit, und unter die Vergehungen eine Menge solcher Dinge, welche an und für sich die öffentliche Sicherheit nicht störten, sohin den Sachsen ganz fremd, und zum Theil unbegreiflich waren, gesetzt. „Welcher Sachs sich im Lande verborgen halten, und sich zur Taufe nicht stellen würde, soll sterben! Welcher nach väterlichem Gebrauche den Körper eines Verstorbenen verbrennen würde, soll sterben! Welcher in der Fasten muthwillig Fleisch essen würde, soll sterben!" Mitunter kommen freilich auch solche Dinge vor, welche eine gräßliche Finsterniß des Verstandes sehen, und zugleich mit weniger Wahrscheinlichkeit hoffen ließen, daß gelinde Behandlungen sobald eine Verbesserung bewirken. „Wer dem Teufel einen Menschen schlachten, und nach heidnischer Art ihn den Teufeln (den Götzen) opfern würde, soll sterben! Wer aus Betrug des Teufels glauben würde,

daß es auf heidnische Art Zauberer und Zauberinnen gebe, welche Menschen essen, und dann den Zauberer abbrennen, oder sein Fleisch zum Essen aufsetzen, oder es selbst essen würde, soll sterben!" — Auch der Genuß der Haasen, der Biber, des Pferdefleisches u. s. w., mit deren Genuß bisher irgend ein Aberglauben, oder etwas Abgöttisches verbunden war, wurde auf das Strengste verboten. So streng und betäubend indessen die Strafen, mit welchen man die auf diese Art festgesetzten Verbrechen belegte, auch waren, so war es doch die neue Art, mit welcher man begangene Verbrechen auskundschaftete, noch weit mehr. Karl hatte hierin einen ganz besondern Einfall. Nachdem er die deutschen Länder fast überall in Bisthümer und Grafen- oder Richterämter (jetzt Pfleggerichte, Aemter) eingetheilt hatte, übertrug er den Bischöfen eine Gewalt, bei welcher es das Ansehen gewann, als wenn die Aemter in den Bisthümern lägen. Wenigstens Einmal im Jahre durchreiste der Bischof, oder dessen Abgeordneter, mehrere Grafschaften, mit der ausgedehntesten Gewalt, über die Sitten Gericht zu halten, und alle Ungebühr unnachsichtlich zu ahnden. Wenn er bei einer Gemeinde ankam, nahm er sieben Männern einen feierlichen Eid ab, daß sie alle Fragen, die Religionshandlungen und Sitten

der Gemeinde betreffend, gewissenhaft beantworten wollten. Dann las er den sieben Geschwornen ein Verzeichniß von allen ersinnlichen Lastern vor, und fragte sie bei jedem, ob sie nicht wüßten, daß jemand dieses oder jenes Verbrechens sich schuldig gemacht habe. Wurde nun jemand eines Verbrechens beschuldigt, so wurde er unmittelbar gestraft, und zwar mit geistlichen und weltlichen Strafen. Der Graf oder Richter, unter welchem die Gemeinde stand, hatte Befehl, dem Bischofe auf alle Fälle beizustehen, und das Urtheil zu vollziehen. Außerdem sendete Karl noch von Zeit zu Zeit besonders befehligte königliche Kommissäre (Missi) ab, welche auf eine ähnliche Art Gericht hielten, und (was weit wichtiger war) in allen Dörfern oder zahlreichern Gemeinden ihre Eidgeschwornen, nach deren Zeugniß an dem Beschuldigten die Strafe sogleich vollzogen wurde, zurückließen. Jedermann wußte, daß dergleichen heimliche Aufseher vorhanden wären; aber Niemand kannte sie. Eine entsetzliche Politik, welche ganz dazu gemacht war, alle Freiheit des Geistes niederzuschlagen, und jedes Gefühl von Freundschaft und Offenherzigkeit, von geistreicher Kühnheit und der Freude des Lebens zu verbittern! Karl selbst, ein eben so gerader und großmüthiger Herr, als herzlich guter Gesellschafter, mochte die

Wirkungen dieser Einrichtung, und die Erscheinung einer grämlichen und knechtischen Denkungsart, und zaghafter und verächtlicher Sitten am ersten gefühlt haben, indem er, unter unzähligen andern, den Unterricht, und die Aufklärung der Menschen begünstigenden, trefflichen Anstalten in allen deutschen Ländern die Lieder der Barden (auf welche, weil darin Menschen, welche Heiden gewesen, gerühmt wurden, anfangs die höchste Verachtung, und das strengste Verbot, sie zu singen, gelegt worden war) wieder aufsuchen und sammeln ließ, in der (ganz vergeblichen) Hoffnung, die Geradheit und Stärke der alten deutschen Sinnesart, deren Geist in jenen Ländern der alten Nationaldichter wehte, wieder ins Leben zu bringen.

Der gute, großgesinnte Monarch fühlte und fürchtete in der Zukunft noch weit mehr. Er hatte, was Millionen seiner Zeitgenossen verborgen geblieben seyn mochte, wahrgenommen, daß in Hinsicht des zeitlichen Einflusses der christlichen Priester die Mittellinie bereits überschritten, daß eine gewaltige Ausartung bereits im Anzuge sey, und er legte darüber, zumal, wie sein hohes Alter herannahte, mehr als Eine nachdrückliche Aeußerung an den Tag. Seine Vorfahrer hatten ihren Unterthanen häufig, und fast allgemein, erlaubt, ihre Streit-

sachen vor die Bischöfe zu bringen, und mit deren Entscheidung sich zu beruhigen. Man gewann die Gerichtsstühle (vielmehr Compromißstellen) der Bischöfe um so eher lieb, als diese keine Händel, wo es auf Leib und Leben gieng, sohin bloß das Angenehme der Gerichte, und allenthalben heilige Freistätte, Tempel und Säulen hatten, wohin auch Missethäter, wenigstens einige Zeit, ihre Zuflucht nehmen konnten. Durch die Sittengerichte wurde den Bischöfen vollends selbst über die Könige eine Art von Obergewalt eingeräumt, welche bald nachher, und noch mehr in der Folge, zu grausamen Auftritten Anlaß gab. Das Wichtigste aber, wodurch die Bischöfe in den Stand gesetzt wurden, ihren Einfluß auf den Staat zu äußern, waren ihre großen Güter und Reichthümer, durch welche sie den Grafen und Fürsten der Welt durchaus ähnlich, und Herren großer Gefolge geworden sind. Dem Gange nach, welchen alle Dinge dieser Art nehmen, war, wenigstens dieß letztere, schwerlich zu vermeiden. Es war wirklich an dem, daß die Geistlichen außerordentliche Verdienste um den Staat, und sohin unläugbare Ansprüche auf Belohnung sich erworben hatten. Die Könige vergaßen auch nicht, denselben Beweise ihrer Dankbarkeit zu geben, und sie wurden angenommen. Dieß war so ganz

menschlich, und eben so natürlich war die Folge, daß die begüterte, schon ständische Geistlichkeit üppig und übermüthig und hochtönig wurde. Karl der Große, wiewohl er selbst unzählige Denkmäler seiner Freigebigkeit sich gestiftet, und z. B. allein seinem geliebten Alcuin mehrere Abteien, wodurch derselbe ein Herr von zwanzigtausend Knechten geworden, verliehen hat, konnte sich nicht enthalten, an die gesammte Geistlichkeit in seinen Capitularien vom Jahre 811 mehrere sehr merkwürdige Fragen zu stellen. Unter andern fragte er: „Da die Geistlichen nicht allein die hl. Schrift verstehen lernen, sondern sie auch andern lehren müssen, so sollen sie sagen, wie jene apostolischen Worte zu verstehen seyen: Seyd meine Nachfolger! Oder jene Worte, welche anderswo vorkommen: Kein geistlicher Streiter mische sich in weltliche Händel! Ferner: Ob das die Welt verlassen heiße, wenn man täglich und unaufhörlich durch allerlei Kunstgriffe seine Güter zu vermehren trachtet; wenn man bald durch Versprechung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige und Schwachgläubige ihres Vermögens beraubet, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch öfters in die größte Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden."

Was sonst zur Veredlung der geselligen Freuden, und überhaupt zur Verschönerung des Lebens etwas beitragen konnte, wurde von dem weisen Monarchen auf das Theilnehmendste befördert und mitgetheilt. Die Vergnügungen der Edlen und Freien waren zu Karls Zeiten noch fast allgemein nach dem alten Geschmack, und Jagden und Gastereien, wobei übermäßig getrunken ward, gehörten unter die ersten Vergnügungen. Die Jagd, zumal bei welcher auch das Frauenzimmer mitritt, wurde von jeher mit der höchsten Leidenschaft getrieben, und schon in den uralten bayerischen Gesetzen wird verschiedener Hunde, als Laidhunde, Triphunde, Bibarhuude, Habichthunde, Windspiele, Bären- und Auerochsenhunde u. a.; dann verschiedener Jagdvögel, als Falken, Kranichhabichte u. a. m. gedacht. Karl der Große gieng fast täglich auf die Jagd; auch hatte er ein besonderes Vergnügen am Schwimmen, und wenn er sich zu Aachen aufhielt, war dieß ebenfalls seine tägliche Unterhaltung, wozu ihm seine Hofleute und Officiere gar oft Gesellschaft leisten mußten. Die Kochkunst war eben nicht die beste; aber die Speisen waren zahlreich und stark. Schon im sechsten Jahrhundert mußten den landesfürstlichen Abgeordneten von den Vorstehern der Gemeinden folgende Naturalien geliefert werden, als: Pferde,

weiß Brod, Wein, Bier, Speck, Fleisch, Schweine, Ferklein, Hämmel, Lämmer, Gänse, Fasanen, Hühner, Eier, Oel, Fette, Honig, Essig, Kümmel, Pfeffer, Münzen, Nägelein, Spick, Zimmet, Mastix, Datteln, Pistacien, Mandeln, pfündige Wachskerzen, Käse, Salz, Kräuter, Hülsenfrüchte, Holz, Fackeln, Pferdefutter, Heu, Aufguß, und dieß alles in gesetztem Maaße. Ein fast unentbehrliches Stück bei den Mahlzeiten waren Spaßmacher und Possenreisser, dergleichen sich große Herren zum Staat überall hielten. An öffentliche Polizeianstalten ward noch wenig gedacht, und wenn man z. B. Jemand unschädlich machen wollte, haute man ihm gewöhnlich eine oder beide Hände ab, oder man blendete ihn (stach ihm die Augen aus), mit welcher letztern Strafe auch große Herren gar nicht selten belegt wurden. Der Schwulst im Putz und in Kleidern nahm schon sehr überhand, und wer es vermochte, bedeckte sich über und über, wenn gleich auf eine sehr plumpe Art, mit edlen Steinen, und steckte sich alle Finger voll Ringe. Ueberhaupt wurde alles, so schlecht dessen innerer Werth und Gehalt seyn mochte, geschätzt, was nur immer weit her geholt und ausländisch war, und am Hofe Karls war alles geputzt und geziert, nur der Monarch nicht, der in seine eigene Kraft und Majestät gehüllt, auch

in einer gemeinen und alltäglichen Kleidung der Einzige war. Ungeachtet ihm aber die Schwachheit seiner Leute nicht gefiel, und er dieselbe durch Polizeigesetze einschränkte, verbot er sie doch nicht; aber eines Tages, da es sehr regnete und stürmte, befahl er seinen Hofleuten ihm unverzüglich zur Jagd zu folgen. Er hatte einen Schafpelz um sich geworfen, und erfuhr von der rauhen Witterung sehr wenig; aber jene, welche nur mit ihren leichten, seidenen Kleidern, und purpurnen Mäntelchen bedeckt waren, litten desto mehr, und wollten vor Kälte erstarren. Bei der Zurückkehr mußten sie sich sogleich zur Tafel setzen, da dann die seidenen Kleider, so wie sie trocken wurden, anfiengen zu zerreissen. Er befahl ihnen den andern Tag mit den nämlichen Kleidern zu erscheinen. Die Herren erschienen ganz zerlumpt und in größter Unordnung. Eine Weile belustigte sich der Monarch mit ihrer Verlegenheit; dann wies er auf seinen Pelz, und sagte mit Lächeln: „Sehet, mein Kleid ist heute wie gestern, und ist um die Hälfte wohlfeiler.“

Der wilde Kriegsgeist erwacht neuerdings, und eine neue Art von Unwissenheit und Barbarei nimmt überhand. Seltsame Justizproben der mittlern Zeiten.

Soviel Karl der Große zur Anleitung und Verherrlichung des menschlichen Geistes, und was Eins ist, zur allgemeinen Wohlfahrt gethan hat (kein Monarch hat seitdem, zumal in eigener Person, nur die Hälfte dessen gethan); so war doch alles nur ein Anfang, so war es nur Ein Lichtstrahl, der die Finsterniß beleuchtete, aber nichts Lebenslängliches, nichts Dauerhaftes hervorbrachte, oder besser zu reden, in dem kurzen und flüchtigen Zeitraume eines Menschenalters hervorbringen konnte. Man hatte sich im Grunde mehr aus Ehrfurcht für den allberühmten Regenten, und weil er es gleichsam zur allgemeinen Mode und Ehre gemacht hatte, sich durch Wissenschaft und eine edle Denkungsart als einen Mann von Ruhm und Gewicht darzustellen, in seine Gedanken und Anstalten geschickt, und manches ohne Ueberzeugung und innern Antrieb mitgethan, so, daß es schlechterdings darauf ankam, wel-

chen Gang, nach dem im Jahre 814 erfolgten Hintritte Karls des Großen, das Staatssystem nehmen, und worin die Absichten und Bestrebungen der künftigen Regenten bestehen würden. Leider waren die Begebenheiten, womit sich ihre Regierungen auszeichneten, der Fortsetzung jener Anstalten, die Karl angelegt hat, nichts weniger als günstig, und selbst Karl hat, ohne es zu wollen oder zu wissen, seine eigenen Söhne in seinem feierlichen Testamente vom Jahre 806 vor aller Welt Augen auf eine Art gezeichnet, die von denselben wenig Großes erwarten ließ. Er befahl ihnen, (was ein großes Mißtrauen in ihre Gerechtigkeit oder Herzensgüte voraussetzt) ihre Enkel ja nicht umzubringen, oder sie an dem Leibe zu stümmeln, oder zu blenden, oder gegen ihren Willen zum geistlichen Stande zu zwingen, ohne vorher eine gesetzmäßige Untersuchung angestellt zu haben. Ihre Geisteskräfte äußerten sich in Bälde als ungroßmüthig und schwächlich. Sie zankten sich unaufhörlich um die Trümmer, in die sie das große Reich ihres Vaters und Ahnherrn zerrissen hatten, und entkräfteten ihre Hausmacht, und ihr persönliches Ansehen in ewigen Fehden, worin sie denjenigen gleichsam zum Preis wurden, auf deren Rath und Zuthun sie die Familienunruhen begonnen und fortgesetzt hatten. Schon im Jahre

851 erklärten die Enkel des großen Karls in einem feierlichen Vertrage zu Mersen (einer an der Maas unweit Mastricht gelegenen Burg), daß sie ihre Stände in Geschäften der Kirche sowohl als des Staates gebrauchen, und sie als wahre Mitgehülfen und Beiwirker in ihren Reichsgeschäften ansehen wollten. Im J. 887 schämten sich die Deutschen ihres Königs, und entsetzten ihn (den Urenkel Karls des Großen) in Rücksicht seiner Kraftlosigkeit, so wie (welche Wiedervergeltung!) ehemals der Vater Karls des Großen, aus gleichem Grunde seinen rechtmäßigen König vom Throne herabgehoben, und dessen Stelle besetzt hatte. Nun wurde es allgemeiner Brauch und Hang, nach einer gesetzlosen Unbändigkeit, die man Freiheit nannte, zu trachten, und sich ganz unabhängig zu betragen. Wer nur etwas begütert war, baute sich, meistens auf hohen Bergen und Felsen eine feste Burg, und vertheilte seine Güter als Lehen unter arme Edelleute oder Freie, die dann auf seinen Wink mit ihm zu Feld ziehen, oder seine Burg vertheidigen helfen mußten. Die Folge davon war eine allgemeine Unsicherheit, welche auch die Friedsamdenkenden genöthiget hat, sich in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, und auf Reisen ein hinlängliches Gefolg mitzuführen. Diese öffentliche Unordnung (das Faust-

recht genannt) brachte die Nachfolger der Karolinger auf den Entschluß, wider die bereits vorhandenen Starken auch den Schwachen Stärke und Ansehen zu geben, wovon aber der Erfolg war, daß sie beide wider sich reizten und aufbrachten. Ein zweiter, nicht weniger verunglückter Einfall bestand in ihren Zügen nach Italien, wobei die innere Ordnung (denn die Kaiser mußten Vieles nachsehen) nothwendig leiden, und deren Herstellung vernachlässigt werden mußte. Endlich trat im Jahre 1056 der Fall ein, daß, da ein minderjähriger Kaiser, Heinrich IV., zugegen war, die Regierung des Reiches durch Stellvertreter besorgt werden sollte. Da wurde der noch vorhandene Rest von Ordnung vollends zu Boden gerissen. Das Befehden, Rauben, Plündern und Morden wurde wie eine Ehrensache getrieben, und die Geschicklichkeit, Waffen mit Vortheil und Nachdruck zu führen, für die einzige und wichtigste Kunst eines Ritters und freien Mannes gehalten. Die Verwilderung war gleichsam neu und entsetzlich.

Daß bei einer solchen Verfassung die stillen und friedfertigen Anstalten Karls des Großen nicht empor kommen, daß die Schulen nichts weniger, als ihren Endzweck erreichen, und der menschliche Verstand überhaupt keine Fortschritte machen konnte, darf man wohl

nicht erst, wie gleichsam eine unerwartete Sache, erinnern. Wo daher nur einige bessere Einsicht, oder auch nur einige Kühnheit, wenigstens seinen eigenen Empfindungen zu folgen, erfordert ward, wußte man sich so wenig, als ehemals vor einigen hundert Jahren, zu helfen, und man ließ es bei den Mitteln und Vorkehrungen, womit man in den Zeiten der ersten Kindheit die Wahrheit einer Sache zu erforschen suchte, bewenden. Wenn die alten Deutschen, da sie noch Heiden waren, die Zuverlässigkeit einer Unternehmung, oder geschehenen Sache nicht bestimmen konnten, so nahmen sie von einem fruchttragenden Baume einen Zweig, theilten ihn in kleine Stücke, und schnitten in jedes derselben gewisse Zeichen, deren Erklärung ihnen bekannt war. Diese Stücke warfen sie auf ein weißes Tuch, wie sie fallen mochten, durcheinander. Wenn die Angelegenheit die ganze Gemeinde betraf, so verrichtete diese Ceremonie der Priester; sonst aber der Hausvater. Er richtete seinen Blick gegen Himmel, und indem er die Götter bat, daß sie ihm zu wissen machen möchten, was er verlangte, hob er die Stücke einzeln auf, und besah die Zeichen, welche darauf gegraben waren. Die Erklärung derselben wurde pünktlichst befolgt. Als der heilige Willibrord im Jahre 699 auf einer seiner Mis-

sionsreisen zwischen Dänemark und Frießland zufällig auf eine, von den dortigen Priestern geheiligte, Insel kam, und der Heiligung ungeachtet einiges Weidvieh für seine Leute schlachten ließ, berichteten die Einwohner diese von einem Fremden geschehene Entweihung der Insel dem König Radbod, dem dieselbe zugehörte. Der König ward heftig erzürnet; doch weil der vermeinte Frevler ein Fremder, und noch überdieß ein Missionär des fränkischen Königs Pipin war, ließ er über ihn und seine Begleiter das Loosgericht halten. Das Loos wurde drei Tage nach einander geworfen; wie es aber niemals wider den hl. Willibrord, und zuletzt nur auf einen seiner Begleiter, der darum auch getödtet wurde, sich erklärt hatte, so ließ ihn der König seines Weges ziehen. Weil den Deutschen, da sie Christen wurden, dieser Aberglaube verboten ward; so änderten sie auch die Namen der Dinge, behielten aber den Gebrauch derselben hartnäckig bei. Sie legten nämlich ein Evangelien= oder Psalmenbuch auf den Altar, oder auf das Gebein eines Heiligen, ließen die Blätter nach dem Ungefähr auseinander fallen, und nahmen dann den Spruch, der ihnen zuerst in die Augen fiel, für die verlangte Antwort. Karl der Große untersagte auch diesen Aberglauben; aber zu gleicher Zeit begünstigte und ordnete er ähn=

liche, auf gleichen Gründen beruhende Gewohnheiten. Unter die begreiflichsten gehörte der Zweikampf, wiewohl derselbe bei den *alten* Deutschen nicht vorhanden, sondern von nordischen Völkern geerbt, und endlich allgemein verbreitet worden seyn soll. Wenn nämlich ein Rechtshandel eintrat, wo eben noch kein Gesetz vorhanden, und kein Theil zu einem Vergleich zu bewegen, oder bei keinem Theile eine überwiegende Probe zu finden war, so scheint der Zweikampf, zumal, wenn mit der Sache eine Art von Genugthuung mitverbunden war, das einzige Mittel gewesen zu seyn, sich die wahre oder scheinbare Gerechtigkeit zu verschaffen. Nach der Einführung des Christenthums wurde dem Zweikampfe noch eine höhere, fast gottesdienstliche Achtung verschafft. Was den neubekehrten Deutschen an dem Gotte der Christen besonders gefiel, und sie zur Annahme seiner Lehre vorzüglich einnahm, war ihr allgemeiner Glaube, daß der Gott der Christen unendlich mächtiger und stärker, als ihre ehemaligen Gottheiten, sey. Als der heil. Bonifacius zu Geißmar in Hessen eine besonders berühmte und geheiligte Eiche umhauen ließ, und selbst Hand anlegte, geriethen die Umstehenden anfangs in die größte Bestürzung, indem sie nichts anders erwarteten, als daß das Feuer herausfahren, und nebst dem hl. Boni-

facius alle Zuschauer verzehren würde, und ihr Erstaunen war fast eben so groß, als die Verachtung gegen ihre Götter, da sie nichts dergleichen hervorkommen sahen. Der König Ludwig I. ließ sich taufen, weil der Gott der Christen seine Macht an ihm nach seinen Wünschen bewiesen hatte; und so wurde jedes Wunder häufigst von Seite einer größern Macht beurtheilt, und zu Gunsten des Christenthums ausgelegt. Ein so mächtiger Gott, sagte man ferner, kann nicht anders als den unschuldigen und unterdrückten Theil in seinen Schutz nehmen, und denselben unmittelbar retten, sobald man ihn anruft; daher schloßen sie ferner, daß in einem solchen Falle Gott entscheiden müsse, und nannten die Probe, die sie vornahmen, Gottesurtheil (Gozsurtel). Der König Pipin (wie oben vorkam) bezog sich darauf, und in gleicher Hinsicht ließen im Jahre 841 die Könige und Brüder, Ludwig der Deutsche, und Karl (König in Aquitanien) ihrem Bruder, dem Kaiser Lothar, der sich, ihre Ansprüche zu befriedigen, geweigert hatte, sagen, sie wollten zu einem Urtheil des allmächtigen Gottes zu ihm kommen. Sie kamen auch sogleich den folgenden Tag, schlugen den Lothar in einer höchst blutigen Schlacht bei Fontenay (einem kleinen Orte in Auxerre im Burgundischen) und hatten die Befriedi-

gung, zu sehen, wie die Bischöfe und das Volk für die Gerechtigkeit ihrer Sache sich erklärten.

So allgemein man indessen sich auf solche Urtheile berief, so glaubte man doch, daß es eben nicht Waffen seyn müßten, auf welche man sich berufen könnte, und Karl der Große, dem die mit solchen Proben verbundene Lebensgefahr nicht gefallen wollte, gebot ernstlichst, daß, wenigstens bei gemeinen Händeln und Personen, und bei Geistlichen und Frauenzimmern andere Proben, wodurch, nach seiner Meinung, die Wahrheit nicht weniger erforscht, und das Leben beider Theile erhalten werden könnte, vorgenommen werden sollen. Es gab solcher friedfertigen Proben eine große Menge. Als im Jahre 775 der Bischof von Paris wider einen Abt eine Klage bei Karl dem Großen vorbrachte, und behauptete, daß ein gewisses Kloster ihm angehörte, der Abt aber das Gegentheil betheuerte, befahl der König, daß beide Theile den folgenden Tag, wann in seiner Kapelle Messe gelesen würde, einen Mann in ihrem Namen stellen sollten. Als diese erschienen, mußten sie vor dem Altare ihre Arme, in Gestalt eines Kreuzes, frei empor halten. Der Abgeordnete des Bischofs fieng zuerst zu zittern an, ließ endlich die Arme sinken, und der Prozeß war verloren. Man

nannte dieß die Kreuzprobe, welche man auch auf folgende Art vornahm. Man legte zwei hölzerne Stäbe, deren einer mit einem Kreuz bezeichnet, beide aber mit weißer Wolle umwunden waren, auf den Altar, und ließ durch ein unverständiges Kind einen von beiden wegnehmen. Ergriff es den mit dem Kreuze bezeichneten, und betraf die Sache einen Uebelthäter, so wurde dieser sogleich verurtheilt. Karl befahl in seinem oben erwähnten Testamente ausdrücklich, daß, wenn Grenzstreitigkeiten entständen, man den Zweikampf durchaus nicht zugeben, sondern die Entscheidung auf die Kreuzprobe ankommen lassen sollte. Auch mit warmem und kaltem Wasser wurden Proben vorgenommen, wobei die vorgehenden feierlichen Ceremonien gewöhnlich schreckenvoller, als selbst die Probe, gewesen seyn mögen. Man führte den Beklagten öffentlich in die Kirche, wo er sich auf das Angesicht zur Erde werfen, und beten mußte. Zu gleicher Zeit beteten die Priester über ihn. Dann wurde eine feierliche Messe gehalten, bei welcher der Beklagte zum Opfer gieng. Bei der Communion wendete sich der Priester gegen ihn um, und indem er ihm die heil. Hostie vorzeigte, hielt er eine nachdrückliche Rede an ihn, wobei er ihn ein über das anderemal beschwor, ja nicht hinzu zu treten, falls er etwa schuldig seyn sollte.

Wenn den Beklagte schwieg, so nahm der Priester erst selbst die Kommunion; dann reichte er sie dem Beklagten mit den Worten: Dieser Leib, und dieses Blut unsers Herrn Jesu Christi sey dir heute zur Probe. Nach der Messe gieng man zu dem Ort, der zur Probe bestimmt war; man trug ein Kreuz voraus, und sang während des Gehens eine Litanei. Sobald man ankam, war das Erste, daß man das Wasser weihte, damit nicht durch eine Zauberkraft eine Gefährde gespielt werden könnte. Nun wurden dem Beklagten die Kleider abgenommen, und ihm andere, bei diesen Proben übliche, dargereicht; dann wurde vor seinen Augen Feuer unter den Holzstoß gelegt, der das Wasser siedend machen sollte. Der Priester schöpfte vorher etwas Wasser, gab es dem Beklagten zu trinken, und sagte: Sieh, ich gebe dir jetzt dieses Wasser zur Probe! Bald darauf reichte er ihm das Evangelium und ein Crucifix, beides zum Küssen dar. Die Sache wurde immer feierlicher, und die Umstehenden stiller und erwartungsvoller. Je heftiger das Wasser zu wallen anfieng, desto eifriger wurde gebetet; der Beklagte wurde gesegnet, und segnete sich selbst. Sobald das Wasser den erforderlichen Grad von Hitze erreicht hatte, führte ihn der Priester zum Kessel, und warf einen Ring hinein. Der Be-

klagte mußte augenblicklich darnach greifen, und ihn herausziehen, und in eben dem Augenblicke, als die Hand wieder zum Vorschein kam, wurde sie mit einem Sack umwickelt, und dieser mit einem Siegel verschlossen. Am dritten Tage wurde die Hand besehen. War sie unverletzt, so wurde der Beklagte losgesprochen; war sie aber beschädigt, so wurde sogleich das Urtheil über ihn gefällt und vollzogen. Bei der kalten Wasserprobe kam es darauf an, ob der Beklagte schwimmen konnte, oder nicht. Wenn er nicht untersank, wurde er für unschuldig erklärt. Manchmal gab man dem Beklagten Brod und Käse zu essen, indem man ihn vorher auf eine schreckliche Art beschwor, daß er, wenn er schuldig wäre, unerträgliche Schmerzen darüber leiden, und vor innerer Angst schäumen und schreien sollte. Eine ähnliche Probe war die Feuerprobe, welche darin bestand, daß der Beklagte ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, oder über neun glühende Eisen mit entblößten Füßen treten mußte. Die Beibehaltung dieser Probe hat Karl der Große ausdrücklich anbefohlen, eine höchst traurige und beschämende Erscheinung von der Schwäche des menschlichen Verstandes, wenn man betrachtet, daß dieser Monarch, der durch die Schärfe, die Stärke, Kühnheit, und den Anbau seines Verstandes

über Millionen seiner Zeitgenossen in eben dem Grade hervorstand, als er über dieselben durch seine Macht und Würde erhoben gewesen, nicht im Stande war, über die allgemeine Volksmeinung sich wegzusetzen, und das Schädliche und Ungereimte einer Gewohnheit zu sehen, die nun jeder mittelmäßige Verstand beim ersten Anblicke von sich weiset.

Was bei diesem Unfuge unser Erstaunen vollends auf das Höchste treiben muß, ist, daß es allgemeine Mode war, Frauenzimmer von hoher Geburt, in der Absicht, sie (oder ihren Mitschuldigen) zu entfernen, oder sich ihrer gänzlich loszumachen, verschiedener Verbrechen, und zwar fast immer des Ehebruchs, anzuklagen, und sie dann vor aller Welt Augen zur Bestehung einer der gedachten Justizproben zu zwingen. Nach Karl dem Großen ist diese grobe Mißhandlung häufigst den Gemahlinnen der Kaiser, oder den Prinzessinnen widerfahren, und die schöne Judith (eine vornehme Bayerinn, Tochter Welfs I. Herrn am Lechrain, und zweite Gemahlinn Kaisers Ludwig I.) war eine der Ersten, welche auf diese höchst erniedrigende Art dem Volke zur Schau auf die Bühne dieser Gerichte gestellt ward. Da sie sich wegen ihres Einflusses auf die Entschließungen ihres Gemahls, des Kaisers, ihren Stiefsöhnen verhaßt gemacht hatte, wurde

sie von dem Anhange dieser letztern aufgehoben, in ein Kloster gesteckt, und verschiedener Verbrechen, vorzüglich der ehelichen Untreue, beschuldigt. Indessen bekam die Sache mit ihrem Gemahl eine bessere Aussicht, und es wurde ebenfalls an ihre Zurückführung gedacht. Zu dem Ende wurde (im Jahre 841) ein allgemeiner Reichstag nach Aachen berufen, und die Judith in Gegenwart des kaiserlichen Hofes, der Fürsten, Bischöfe, Grafen und Aebte, und des ganzen versammelten Volkes vorgeführt. Man las ihr die Verbrechen, deren sie ehemals beschuldigt worden war, vor, wobei sie standhaft darauf blieb, daß sie unschuldig und bereit wäre, jede Probe zu bestehen. Es wurde hierauf öfters überlaut gerufen, ob Niemand vorhanden wäre, der wider sie zeugen wollte. Da sich Niemand meldete, erlaubte man ihr, sich nach fränkischer Art zu reinigen, und ihre Unschuld durch einen Eid zu bekräftigen. Diesen Eid mußten zugleich einige Herren abschwören, die sich ihrer angenommen hatten. Und nun erst, nachdem auch der Pabst und die Bischöfe ihre Rechtfertigung allerdings für hinlänglich erklärt hatten, wurde sie ihrem Gemahl wieder zurückgestellt. Auf eine ähnliche Weise ließ im Jahre 859 der König Lothar, da er seiner Gemahlinn Theutberga los zu seyn wünschte, von dieser

Prinzessinn die schändlichsten Mährchen von einem zu nahen Umgang mit ihrem Bruder verbreiten; ja er klagte sie im Beiseyn der Reichsstände öffentlich an. Die Königinn mußte erscheinen, und die allgemeine Stimme des Volkes, das Gutachten der Bischöfe, wozu auch endlich Lothar seine Einwilligung gab, fiel dahin aus, daß sie die Probe des siedenden Wassers bestehen sollte, dieß geschah; und da sie bestand, wurde sie losgesprochen. Kaiser Karl der Dicke, ein Herr von sehr geringem Muth und Verstand, hatte die Regierung größtentheils seinem Erzkanzler Liutward, Bischof von Vercelli, überlassen. Dieß machte die Eifersucht verschiedener Herren wider den Bischof rege. Man bediente sich also des, jetzt schon gemeinen, Kunstgriffes, und beschuldigte den Bischof, nebst andern, eines unzulässigen Umganges mit Richardis, Gemahlinn des Kaisers, worauf dieser sich nicht schämte, auf der Reichsversammlung zu Kirchheim im Jahre 887 in eigener Person die (ihn selbst beschimpfende Sache öffentlich ans Licht zu ziehen, und Klage zu stellen. Der Bischof wurde ohne weiters aller seiner Aemter und Würden entsetzt, und die unschuldige Prinzessinn, der man es aus guten Ursachen abgeschlagen, ihre Unschuld durch die Wasser- oder Feuerprobe darzuthun, was sie öfters gefordert

hatte, hüllte sich in dem von ihr gestifteten Kloster Andlo (im Elsassischen) in den geheiligten Schleier, um sich auf ewig den Augen derer zu entziehen, die ihre ganze Verachtung verdienten.

Von den besagten Justiz= und peinlichen Proben wurden von Zeit zu Zeit einige abgethan. Die Nachfolger Karls des Großen, Ludwig und Lothar, verboten die Kreuzprobe, als eine das Kreuz Christi entehrende Sache, und auf gleiche Weise wurden auch die Proben mit dem kalten und warmen Wasser von einzelnen verständigen Leuten angestritten, und durch ihr Zuthun (wiewohl lange fruchtlos) verworfen. Karl der Große hatte, vermöge seiner Absicht, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, die stillen Proben begünstigt, ja sogar dem Gebrauche, überall bewaffnet zu gehen, Schranken gesetzt, ohne gleichwohl etwas Sonderheitliches bewirken zu können. Den Freien schienen die stillen Proben viel zu unmännlich, und sie fuhren daher um so kühner mit dem Zweikampf fort. Karl selbst sah sich genöthiget, ihm eine gesetzmäßige Form, welche nachher verschiedene Zusätze erhielt, zu geben, und sogar solchen Personen, welche keine Waffen führen sollen oder können, nämlich den Geistlichen und Frauenzimmern zu erlauben, daß sie ihren Mann auf den Kampfplatz (Feld, cam

pus, daher Champion) stellen, und ihn in ihrem Namen sich schlagen lassen konnten. Nicht nur sogenannte Ehrensachen, sondern auch Rechtsfragen wurden durch den Zweikampf entschieden, wie unter K. Otto mit der Frage, ob vaterlose Enkel an der großväterlichen Erbschaft Theil haben sollten, geschah. Da die Frage Niemand entscheidend beantworten konnte, befahl der Kaiser, daß jede Parthei ihre Kämpfer stellen sollte. Der Kämpfer der Enkel siegte, und diese wurden mit ihres Vaters Bruder für erbfähig erklärt. So unsinnig ein solcher Kampf, wobei offenbar alles auf Stärke, Uebung und Glück ankam, auch war, so wurde er doch mit größtem Ernst, und mit einer erschütternden Feierlichkeit vorgenommen. Sobald der Beklagte vor dem Richter erschienen, und des Klägers ansichtig geworden war, mußte er die ihm zur Last gelegten Verbrechen einbekennen, oder den Kläger (was dieser ohnehin schon gewünscht und darauf angelegt hatte) herausfordern. Er warf zu dem Ende ein Pfand, gewöhnlich seinen Handschuh, zum Zeichen, daß er sich schlagen wolle, auf die Erde, welchen der Richter aufhob, aber zu gleicher Zeit beide in Verhaft nahm. Nun wurden Zeit und Ort, und die Waffen, und die Zahl der Hiebe oder Schläge bestimmt. Die Waffen wurden vorher geweiht. Da ein

solcher Streit gleichsam unter die öffentlichen Lustfeste gehörte, so versammelte sich alles, dieses Schauspiel zu sehen, und man trug bei berühmten Personen immer auf einen Hoftag, wo Fürsten und Edle auch Zuseher seyn konnten, an. Zur festgesetzten Stunde wurden Kläger und Beklagter vorgeführt. Sie betheuerten noch einmal ihre Aussagen, empfiengen die Waffen, und betraten sogleich den Kampfplatz. Dieser war mit Schranken umgeben, innerhalb welchen zum Zeichen, daß es auf Leben und Tod angesehen sey, zwei Särge, und dabei nicht selten der Scharfrichter stand, um denjenigen, welcher zuerst fallen, und sohin nach dem vermeintlichen Gottesurtheile für schuldig erkannt werden würde, vollends hinzurichten. Hierauf wurde ausgerufen, daß Niemand sich unterstehen sollte, zu schreien, zu winken, oder sonst ein Zeichen zu geben, bei Strafe, daß dem Schuldigen durch den gegenwärtigen Scharfrichter die rechte Hand und der linke Fuß sogleich und ohne Gnade abgehauen werden sollte. Alle Thore wurden verschlossen; alle Gassen mit Ketten versperrt, und alle Zugänge wohl besetzt. Und nun wurde dreimal laut gerufen, worauf der Kampf begann. Wer verwundet wurde, oder nachgab, war wenigstens ehrlos, durfte weiter auf keinem Pferde sitzen, sich keinen Bart scheeren,

keine Wehre noch Waffen tragen, und blieb aller Ehren unfähig. Es ist unglaublich, wie weit der wilde Unfug hierin gieng. Es gab eine Menge Champions, welche vom Fechten für andere sich ordentlich nährten, welche auf dasselbe, wie auf ein Handwerk, umherzogen, und da sie in steter Uebung waren, ihr Leben wenig achteten, oder in Gefahr zu seyn glaubten. Es ist ferner unglaublich, wie leicht der nächste beste Ankläger Gehör gefunden, und wie sehr das Leben, und die Sicherheit eines jeden, der Feinde hatte, unaufhörlich in Gefahr war. Bei Kaiser Otto II. wurde z. B. ein gewisser Graf, Gero, von einem andern, Waldo genannt, wegen einer ganz unerheblichen Sache verklagt. Otto ließ diesen sogleich in Verhaft nehmen, und nach Magdeburg führen. Alle Fürsten wurden eingeladen, dem Kampfe beizuwohnen, der auf einer kleinen Insel vor sich gehen sollte. Waldo bekam zwei Wunden am Nacken, drang aber desto feueriger in seinen Gegner, dem er auch eine Wunde am Kopf beibrachte, worüber derselbe zu Boden fiel. Nun wurde Gero gefragt, ob er den Kampf erneuern wollte. Er antwortete mit matter Stimme, daß er dessen außer Stand sey. Otto erklärte ihn hierauf, nach Gottesurtheil, für den Schuldigen, und der Scharfrichter mußte ihm vollends den Kopf ab-

hauen. Solche Schauspiele zwangen doch manchmal den daran gewöhnten Fürsten die wahre Stimme des Herzens ab. Herzog Otto von Bayern, und Graf Berthold, welche am nämlichen Tage ankamen, sagten dem Kaiser viele bittere Wahrheiten darüber, daß er nicht mehr Billigkeit gehabt hätte, das Leben eines braven und unbescholtenen Mannes so nichtswürdig hinopfern zu lassen; aber leider war selbst der offenbarste Mißbrauch dieser Kämpfe theils schon zu weit vorgedrungen, und gesetzmäßig, theils eben dadurch, weil er häufig zu einem ehrbar scheinenden Vorwand, eine Privatrache auszuüben diente, begünstigt. K. Heinrich IV. glaubte, an Herzog Otto von Bayern den Mann und Fürsten zu sehen, der ihm bei seinem Vorhaben, die Unterdrückung des deutschen Reiches zu befestigen, vor allen andern Fürsten Hindernisse legen würde. Er beschloß also, ihn zu entfernen, und sich zu dem Ende des öffentlichen Justizgerichtes zu bedienen. Er ließ im Jahre 1070 einen gewissen Egino, welcher zwar von ritterbürtiger Herkunft, aber ein verschreiter Straßenräuber war, auftreten, und anzeigen, daß Herzog Otto ihn habe bereden wollen, den Kaiser zu ermorden. Er zeigte ein Messer vor, das Otto aus dieser Absicht ihm sollte gegeben haben, und erbot sich, die Wahrheit seiner Aussage, falls Otto sie nicht eingestehen sollte,

durch den Zweikampf zu erproben. Vergebens berief sich der Herzog auf seine Unschuld, welche er jeder Reichsversammlung auf die überzeugendste Weise darthun wollte; Kaiser Heinrich bestand darauf, daß er nach Goßlar kommen, und daselbst sich mit Egino schlagen sollte. Der Herzog kam also in die Nähe von Goßlar, und ließ dem Kaiser noch einmal bedeuten, daß er, wenn ihm eine öffentliche Sicherheit versprochen würde, bereit sey, zu erscheinen, den Reichsfürsten die Sache vorzutragen, und sich in ihre Entscheidung sogleich zu fügen. Der Kaiser, der sich dieses Anerbots, das seinen Planen nicht gemäß war, nicht versehen hatte, antwortete sehr entrüstet, daß er sich um die Richter, die nie einerlei Meinung wären, wenig bekümmere, und schlechterdings auf dem Zweikampfe bestehe. Was die Sicherheit anbelangt, setzte er sehr unvorsichtig hinzu, so könne ihm dieselbe unter Weges, und wenn er sich lange verantworten wollte, nicht versprochen werden. Da dem Herzoge seine Freunde hierbei ganz mit Grund erinnerten, daß er in keinem Falle wieder aus Goßlar lebendig zurückkommen würde, so entschloß er sich, nicht dahin zu gehen. Auch dieß kam dem Kaiser ganz erwünscht. Er hielt mit einigen sächsischen Fürsten, welche dem Herzoge wegen Privathändeln lange abgeneigt

waren, Gericht, und erklärte ihn seiner Güter und des Lebens verlustig. Die Güter wurden unverzüglich geplündert und verwüstet, und Otto allenthalben als ein Reichsfeind verfolgt. Und dieß nach dem Schein der Gesetze. Die Barbarei war auch wirklich gesetzmäßig.

Verfall der Erziehungs-Anstalten bei Domstiftern und Klöstern, welche reich, mächtig, und weltlich-vornehm wurden. Man sucht ihre Verbesserung mehr mit frommer Absicht, als mit Verstand, und vermehrt und bereichert sie neuerdings. Die Klosterstiftungen sind allgemeine Andachtswerke von 900 — 1200.

Wenn man weiß, daß es um diese Zeit bereits in ganz Deutschland Bisthümer, Canonikate, Pfarreien und Abteien gab, so sollte man sich billig wundern, wie es noch so gar

vielen Aberglauben, Rohheit und Unwissenheit geben konnte; allein man braucht nur zu wissen, welchen Gang selbst die Bildung der deutschen Geistlichkeit nahm, um sich dessen weniger zu wundern. Anfangs konnte man lange Zeit keine, oder nur wenig eingeborne Deutsche zu Geistlichen brauchen, indem sie zu zügellos und unbändig waren, um sich zur stillen Sittlichkeit, welche diesem Stande eigen seyn soll, zu bequemen. Die ersten Bischöfe und Geistlichen, welche in Deutschland auftraten, waren Franzosen und vorzüglich Engländer. Sie fiengen damit an, daß sie junge Deutsche in ihre Wohnungen zu sich nahmen, dieselben gleichsam zahm machten, und in den ersten Anfangsgründen der geistlichen Wissenschaften unterrichteten. Für diese und ähnliche gute Dienste und Arbeiten wurden sie von den Fürsten belohnt, mit Ländereien und Gütern nämlich, auf welchen bürgerliche Rechte und Pflichten hafteten. In Hinsicht dieser Pflichten war ursprünglich zwischen geistlichen und weltlichen Eigenthümern oder Gutsherren lange kein Unterschied, und wenn z. B. ein Krieg entstand, mußte sich der Bischof so gut, wie jeder andere Edelmann, bei dem Heerbanne in Person mit seinem Gefolge und seinen Lehenleuten stellen, und diese persönlich anführen. Da bald lauter eingeborne Deutsche,

die gar keine Ahnung von einiger Unanständigkeit solcher Dienste hatten, zu Bischöfen gewählt wurden, so wurde jenes weltliche Betragen vornehmer Geistlichen ohne Bedenken allgemein fortgesetzt. Der weiseste aller Regenten, Karl der Große, sah gleichwohl den Unfug dieses Gebrauches wohl ein, und untersagte ihn, wie ihn dann selbst einige verständige Bischöfe darum gebeten hatten. Er verbot auch der Klerisei den Gebrauch der Waffen, und bestätigte überhaupt eine Verordnung, welche bereits sein Vater Pipin auf die Bahn gebracht hatte, daß alle Geistliche entweder Canonici, (Reiche, Domherren) oder Mönche seyn sollten. Bei sehr vielen Domstiftern, als zu Freising, Salzburg, Utrecht, Eichstädt, Würzburg, Bremen, Magdeburg, waren die Domherren anfangs ordentliche Mönche, die nach der Regel des heil. Benedikts lebten. Da die Regeln (Canon, Regel), nach welchen die Domherren bei verschiedenen Bischofshäusern ihr gemeinsames Leben führten, fast eben so verschieden, als die Häuser waren; so machte Kaiser Ludwig I. auf einer Reichsversammlung zu Aachen im Jahre 817 eine weitere Verordnung, daß alle Weltgeistliche in ihren Gemeinhäusern (Münstern) nach einerlei Regeln leben sollten. Diese Regeln betrafen größtentheils äußerliche Dinge, wobei

als ein besonderer Zug, der die rohen Begriffe und Sitten der damaligen Zeit schildert, bemerkenswürdig ist, daß die Zuchtregeln für denjenigen, der die Gesetze öfters brechen würde, Schläge bestimmten, und zwar galt dieß, was das Seltene betrifft, nur den schon etwas bejahrten Domherren; denn, was junge Domherren betrifft, heißt es, so soll man sie immerfort brav peitschen, damit ihre Hüften (sagt der Text) sich nicht verhärten. Alle diese Einrichtungen konnten von keiner Dauer seyn. Schon Karl der Große mußte sich darüber, daß er den Bischöfen die Kriegsdienste untersagt, oder vielmehr gütigst nachgesehen hatte, öffentlich rechtfertigen. Man hatte ihm Schuld gegeben, daß dabei seine Absicht keine andere wäre, als die Geistlichkeit herabzuwürdigen, und sodann ihre Güter einzuziehen. Karl versicherte bei dieser Gelegenheit, daß dieß um so weniger seine Absicht seyn könnte, als er öfters bemerkt hätte, „daß viele Reiche darum zusammengefallen seyen, weil sie Kirchengüter angegriffen, dieselben beraubt, und zum Kriegsdienste verwendet hätten.“ Auch haben sich seit der Zeit, als die Bisthümer große Güter und Freiheiten erlangt hatten, zu Domherrenstellen, woraus die Bischöfe genommen wurden, meistens Söhne aus dem Stande adeliger Freien gemeldet, welche sich dann in jeder

Rücksicht nicht weniger als die weltlichen vornehmen Freien zu seyn dünkten. Sie führten demnach einen Hofstaat, wie diese, erschienen überall, wo diese zu erscheinen hatten, und Niemand war mächtig genug, um sie zur Rede zu stellen. Sie stellten auch wieder Officiere und Generale vor, und thaten sich vorzüglich in den Zügen wider die Ungarn außerordentlich hervor. In der im Jahre 907 vor Preßburg vorgefallenen unglücklichen Schlacht blieben die Bischöfe von Salzburg, Freising und Seben auf dem Schlachtfeld. In der mörderischen Schlacht, welche zwischen den Ungarn und den Deutschen auf dem Lechfelde unweit der Stadt Augsburg, wo der Bischof St. Ulrich Befehlshaber war, im Jahr 955 den 10. August vorfiel, blieb der Bischof von Eichstädt, und der Bischof von Regensburg wurde schwer verwundet. Wenn solche Bischöfe fromme Männer, ja Heilige waren, so waren sie, wie leicht zu erachten, eine seltene Ausnahme; denn, wenn gleich das damalige Ringen und Trachten der Geistlichen nach weltlichem Range, Macht und Hoheit in so weit entschuldiget werden kann, in so weit dieß damals allgemeine Gewohnheit, worin starke und schwache Köpfe bestrickt waren, und noch dazu der allgemeine Glaube herrschend war, daß die Kirche auch äußerlich mächtig und im Stande

seyn müsse, sich in allen Fällen, Gehorsam zu verschaffen, wie dann ferner die falschen Dekretalen alles beitrugen, um vollends alle gesunden Begriffe zu verwirren, so ändert sich hierin doch die Natur der Sache nicht, und bei weltlichen Sorgen, und bei der Neigung nach irdischer Macht und Hoheit pflegt die innere Vollkommenheit nicht zu wohnen. Die Bischöfe nahmen, wenn sie irgend unumgänglich durchsetzen zu müssen glaubten, zu ihren weltlichen Waffen noch den Kirchenbann (Excommunication), und das Interdikt zu Hilfe, zwei schreckvolle Dinge, vor denen der Monarch am Throne zu zittern Ursache hatte. Die Wirkung jenes ersten hatte mit dem alten Kirchenbann des deutschen Priesters durchaus viel Aehnliches, und einem Excommunicirten wurde beinahe Feuer und Wasser versagt. War er ein Regent, so wurden seine Unterthanen des Eides der Treue gegen ihn entlassen, und seine Macht wankte nicht selten augenblicklich; war er ein Privatmann, so litt sein Credit, sein Gewerb, und es war, als wollten Luft und Licht seines Umganges sich schämen. Gräßlich waren die Verwünschungen, mit welchen der Verbannte vollends zu Boden gedrückt, und, so zu sagen, vernichtet werden sollte. In der Bannformel, mit welcher die Bischöfe den Herzog Arnulph aus

Bayern im Jahre 917 belegten, heißt es: „Arnulph — soll zur Hölle verdammt seyn; kein Versöhnungsmittel soll ihn daraus befreien können; sondern, gleich dem Verräther Judas soll er zur Pein und Marter ohne Ende verdammt seyn!" Diese Formeln wurden in der Folge noch mit entsetzlichen Ausdrücken geschärft. Das Interdikt, oder die Einstellung des Gottesdienstes, war noch fürchterlicher. Alle Altäre wurden entkleidet; alle Bilder der Heiligen, alle Kreuze weggenommen; keine Glocke tönte mehr; kein Sakrament wurde ausgetheilt; kein Todter wurde auf den Gottesacker, sondern ohne Gebet und Licht auf ein unheiliges Ort begraben. Ehen wurden nicht in der Kirche, sondern auf Begräbnissen eingesegnet. Niemand sollte den andern grüßen, und die ganze Natur sollte gleichsam trauern und wehklagen. Diese eben genannte geistliche Macht der Bischöfe war nebenher eine neue Quelle, ihre weltliche Macht zu vermehren. Man hielt sich nämlich in den Zeiten des eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, wo es allgemein Mode, und zum Theil Nothwendigkeit war, sich und seine Güter einem Herrn von Macht zum Lehen aufzutragen, für ungleich gesicherter, wenn man hierin an einen Bischof sich wendete, der, wenn ihm das Schwert gebrechen sollte, noch den

Krummstab hätte, seine Gegner zu Boden zu schlagen. Eben dieß galt zu Gunsten der Domkapitel, die, wie sie immer reicher und vornehmer wurden, ihr Münster- oder Gemeinleben (meistens im eilften und zwölften Jahrhundert) aufgaben, und es durch ihr Betragen dahin brachten, daß man die Dompräbenden und Bischofsämter wie Leibrenten zum Behufe großer Familien ansah, und als solche behandelte. Sie standen daher um Geld und Gunst offen; und wer beide besaß, konnte zum Genusse mehrerer Präbenden gelangen, und zum Chorgesange und andern Verrichtungen Stellvertreter (Vicarios) sich miethen.

Mit dem Gemeinleben der Mönche gieng es nicht viel besser. Ihr Anfang war ebenfalls ganz vortrefflich, weil ihre Lebensart aus freien und wohlgeordneten Trieben und Absichten gewählt, dem Zeitalter angemessen, und dazu äußerst einfach war. Häufigst wählten sie zu ihrem Aufenthalte einsame Oerter, wo sie sich ansiedelten und die Erde bebauten. Von ihrer einsamen Lebensart wurden sie Alleinleber (monos, Mönch) oder Mönche genannt, und sie trugen zum Zeichen ihrer Absonderung eine Gugel (cuculla, cucullatus, der eine Kutte trägt) und zugleich zum Behufe der Arbeit und zur Schonung des Gugelkleides, ein Scapulier oder einen Vorfleck,

wie dann zum Andenken dessen fast alle Mönche dergleichen (wiewohl in ganz andern Zuschnitten) noch tragen. Da es keine öffentlichen Gasthäuser oder Herbergen gab, so waren Klöster für Reisende der gewöhnliche Zufluchtsort. Die Mönche zu Fulda haben in dem Verbesserungsplane, den sie Karl dem Großen überreichten, gebeten: „Man möchte doch die Aufnahme der Fremden, und die Fußwaschung nicht hintansetzen; sondern die Brüder sollen, wie es die Regel und das beständige Herkommen erfordert, Fremde zu aller Zeit aufnehmen, und denselben die Füße waschen." Karl der Große glaubte, sie für den Staat noch nützlicher machen, und zu seinem allgemeinen Erziehungsplan mit beiziehen zu können. Er legte bei allen Klöstern Schulen an, und wollte durchaus, daß sie den Geschmack an Wissenschaften befördern helfen sollten, wie er dann auch in solcher Hinsicht einigen die Jagdbarkeit verliehen hat, „damit sie, sagte er, ihre Bücher einbinden, und sich manchmal mit einer kräftigern Speise möchten erquicken können." Ein sehr schlimmer Umstand war es, daß die auf Edelgütern haftenden Kriegspflichten noch immer auch auf Geistliche übergiengen, sohin die Aebte, gleich den Bischöfen, verbunden waren, persönlich sich zur Armee zu stellen; doch in der eben angeführten Reichsversamm-

lung zu Aachen 817 wurden die Dienste der Klöster dahin bestimmt, daß einige Geschenke zu geben, und zugleich Kriegsdienste zu thun, andere nur Geschenke zu entrichten, wieder andere zu keinem von beiden verbunden seyn, sondern für des Reiches Wohlfahrt nur beten sollten. Manche Klöster wurden hauptsächlich in der Mitabsicht von großen Familien angelegt, daß sie ruhige Wittwensitze seyn, und daß stets einem oder mehreren von der Familie eine Pfründe offen stehen sollte. König Heinrich I. hat verschiedene Orden oder Stifter, nach der Regel des heil. Augustins, zu Gunsten solcher Weibsleute gestiftet, deren Väter in den Kriegen wider die Hunnen getödtet worden waren, und, was das Sonderbarste ist, denselben die ausdrückliche Freiheit vorbehalten, das Kloster verlassen und sich verheirathen zu können. Ein allgemeiner Hauptzweck aber war, daß die Erziehungshäuser für die vornehmere Jugend und Seminarien für die Wissenschaften seyn sollten. Diese wurden zwar, da mit allem, was in der Absicht geschehen sollte, gewisse Einkünfte mitverbunden waren, nicht hintangesetzt, und es gab manchen vortrefflichen, weit über sein Zeitalter hervorragenden Mann, und manchen recht frommen Mönch, welchem der ursprüngliche Geist des Mönchslebens, strenge Enthaltsamkeit, un-

ablässliches Streben nach vollkommener Beherrschung seiner selbst, und Verachtung dessen, was die Menge für glücklich und groß hält, im vorzüglichen Grade eigen war; aber das Allgemeine ließ vom Strome der Zeit und der Zufälle sich hinreissen, und wo etwas verschlimmert werden konnte, wurde es verschlimmert. Diejenigen Wissenschaften, welche durch die Bemühungen Karls des Großen, in ihren ersten Keimen hervorzublühen anfiengen, arteten neuerdings in häßliche Mißgeburten aus, und von andern bessernden Anstalten kam nicht einmal eine Ahnung zum Vorschein. Unter den wenigen Wissenschaften, welche, oder vielmehr deren Namen man kannte, stand vorzüglich eine Art von Astrologie oder Sterndeuterei im Ansehen, in welcher man häufigst nichts als das Geheimniß suchte, künftige Dinge vorherzusagen, abgeschiedene Seelen hervorzurufen, Geister zu beschwören, und sich unterthan zu machen, und durch ihre dienstbare Hilfe Glück und Unglück in seine Gewalt zu bekommen. Elende Legenden waren des Volkes Unterricht, und ein sinnlichst grober Glaube an Träume, Eingebungen, Weissagungen und Erscheinungen waren (vorzüglich im eilften und zwölften Jahrhundert) des Volkes Christenthum und Frömmigkeit. Niemand mußte überhaupt öfter in Person seine Rolle spielen, als

der Teufel. Schon unter Karl dem Großen, als die Franken den Zehend nicht geben wollten, und bald darauf eine Hungersnoth einfiel, versicherten die im Jahre 794 zu Frankfurt versammelten Bischöfe, „der Teufel hätte damals die Aehren gefressen, und man hätte ihn gewaltig brummen gehört;" und Lambert von Aschaffenburg, im Würzburgischen, (ein recht trefflicher Geschichtschreiber und Muster seiner Zeit) erzählt bei Gelegenheit eines im Jahre 1074 zu Köln wider den Erzbischof entstandenen Auflaufes des betrunkenen Pöbels im ganzen Ernste: „Viele haben da den wahren Urheber dieses Unfuges, den Teufel selbst, bepanzert, und einen Helm auf dem Kopfe, mit einem fürchterlich blitzenden feuerigen Dolch in der Hand, das verblendete Volk anführen gesehen. Er hat sie auch durch ein gewisses Feldgeschrei aufgemuntert, ist aber auf einmal, da er eben die Thorriegel mit großem Geschrei sprengen wollte, verschwunden." Von der Naturlehre kannte man gerade so viel, als nichts; aber eben darum, weil man von den Eigenschaften und Kräften der Natur nichts begriff, sprach man mehr von übernatürlichen Kräften und Handlungen, und erblickte allenthalben Wunder, und unmittelbare Entscheidungen und Einflüsse Gottes, wo jetzt niemand zweifelt, daß Gott der durch seine Allmacht geordneten

Natur den von ihm ihr angewiesenen natürlichen Lauf läßt. Ueberhaupt hatte man, bei diesen allgemein herrschenden Verfinsterungen und Sinnlichkeiten des menschlichen Verstandes, von dem höchsten Wesen, und von der besten Art, sich mit demselben zu versöhnen, sehr niedrige, und wenig bessere Begriffe, als man von der Macht und den Launen eines gewaltigen Lehensherrn hat, bei welchem sich schmiegen und Gaben darreichen, die besten Mittel sind, sich ihn gut, und, wenn man ihn erzürnt hat, wieder geneigt zu machen. Deutschland war damals, in Vergleich mit der jetzigen Kultur, beinahe noch ein lauterer Sumpf und Wald. Wölfe und Bären, und ähnliche von einer großen Wildheit der Natur zeugende Thiere, waren noch überall häufigst vorhanden, und am Rhein gab es (im eilften Jahrhundert) noch Elendthiere; daher waren allgemeine Viehseuchen, grausame Winter und Witterungen, dann gänzlich verunglückte Aernten, Hungersnöthen, und sogenannte, gleichsam das Leben tödtende Pesten, noch sehr häufige Drangsale, wovon alle Zeitchroniken voll sind. Alle diese Uebel sah man, in dem guten Bewußtseyn, daß man allerdings eine Züchtigung verschuldet habe, nicht als Folgen und nothwendige Wirkungen der vernachläßigten und gereizten Natur, sondern für unmittelbare Züch-

tigungen Gottes an; und, weil man ohne Ausnahme glaubte, daß Gott jederzeit sinnlich strafe, so zweifelte man auch nicht, daß er am Besten wieder sinnlich versöhnt werden könnte; und dieß um so mehr, als die Gelegenheit, mit Gaben um den Staat und die Kirche sich Vercienste zu sammeln, wohl nie so schicklich vorhanden war. Man fühlte es wenigstens, wenn man es auch nicht begriff, daß die bei den Domstiftern und Klöstern vorhandenen Erziehungsanstalten und Sittenschulen das durchaus nicht lieferten, was sie liefern sollten: „Sie legten sich, sagt der eben erwähnte Lambert (selbst ein Mönch zu Hirschfeld) nicht mehr auf die Erlernung göttlicher Wissenschaften, sondern darauf, sich Kapitalien zu sammeln, um Bisthümer und Abteien zu kaufen; denn es wurde öffentlicher Handel damit getrieben, und was für einen Preis auch der Verkäufer forderte, so war gleich ein Käufer da, bereit, die verlangte Summe zu bezahlen." Die reichern Bisthümer und Abteien wurden auch mehr für wohleinträgliche Edelgüter, als für fromme Stiftungen angesehen, und es drängten sich unaufhörlich eine Menge Edelleute hinzu, die gegen Verreichung eines jährlichen Gehaltes oder Lehengutes mit Umgestüm ihre Dienste antrugen, so, daß die Abteien so gut wie die

Bisthümer einen Hof hielten, und die, noch jetzt bei Fürstenhöfen vorhandenen Hofämter der Schenken, Küchenmeister, Kämmerer und Stallmeister, nebst noch vielen andern, sich zulegten. Diese ganz zweckwidrige Gestalt und Verfassung fiel, welches zu ihrer Ehre gesagt sey, sehr häufig und am ersten selbst eben denjenigen auf, mit denen sie vorgegangen war, und mancher Bischof und mancher Mönch rügte die Fehler und Gebrechen seines Stiftes auf die freimüthigste Art. Der berühmte Abt Wilhelm zu Hirschau im Würtembergischen (ein geborner Bayer, und ehemaliger Mönch zu St. Emmeram in Regensburg) legte (1069 bis 1091) in Deutschland (so wie um eben diese Zeit der Abt Odo zu Clugny in Burgund) zuerst die Hand an, den Benediktinerorden, und allererst sein Kloster zu verbessern, und sein Beispiel gab zum allgemeinen Eifer, die Klöster wieder herzustellen, gleichsam die Losung. Man setzte den Knichen andere, mit Mönchsregeln beschränkte Kniche (Canonicos regulares) an die Seite, und folgte, indem man den Benediktinerorden verbessern wollte, auf verschiedene Art seinen besondern Einfällen und Gefühlen, wodurch dann die Orden der Cisterzienser, Prämonstratenser und Karthäuser entstanden sind. Man kannte jetzt nichts Gottseligeres, und (da Klöster neuerdings verbes-

serte Erziehungshäuser und Pflegen der Wissenschaften werden sollten) auch in Rücksicht auf die bürgerliche Wohlfahrt des Staates nichts Verdienstlicheres, als solche Stiftungen, und wer, so zu sagen, einen Häller hatte, trug den Häller hin. Verschiedene Zeitumstände und Meinungen, als der damalige Glaube an die Nähe des jüngsten Tages, dann die Kreuzzüge u. a m. begünstigten diesen Eifer, und man glaubte, nicht genug eilen, und nicht genug geben zu können, um bei dem höchsten Wesen sich abzufinden. „Und dieß zur Lösung meiner Seele, und zur Vergebung meiner Sünden!" war das gewöhnliche Anbringen, womit man seine Gabe auf den Altar legte; und mancher Edelmann, der sein Schloß und seine Habe verließ, um es einem Kloster zu überlassen, mag wohl Ursache gehabt haben, zu glauben, daß sein Schloß und seine Habe noch lange nicht hinreichen, seine adeligen Sünden zu lösen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 18

Kempten 1833

Opp. 657 y-18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605487-3